

617

1/2

THEATRALISCHES

# Schlesische Kolonats- hefte



BLÄTTER FÜR NATIONALSOZIALISTISCHE

KULTUR DES DEUTSCHEN SÜDOSTENS

Februar 1936

# Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

13. Jahrgang

Nummer 2

---

## Inhalt des Februarheftes:

Dr. Karl Konrad: Eberhard König

Dr. Gerhard Sappok: Warschau — Bukarest — Budapest

Bernhard Stephan: Alfred Buchwald

Otto Krauss: Das Wasserschöpfwerk der Schloßgärtnerei  
Bad Warmbrunn

Bernhard Fischer: Lichtenabend im Isergebirgsdorf

Günter Krusche: Nur ein Tag aus einer Kette

Hans Krieglner: Der Schlesische Rundfunk im Jahre 1935

Verschiedenes / Schrifttum

---

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats



**Eberhard König**  
Der Dichter in seinem Arbeitszimmer

Aufnahme: Dr. Karl Konrad

# Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

13. Jahrgang

Februar 1936

Nummer 2

## Eberhard König

Zu seinem 65. Geburtstage

Von Dr. Karl Konrad

Vaterländisch hochgespannte Zeiten haben ein Recht darauf, Wert oder Unwert eines Künstlers nach dem zu beurteilen, was er für sein Volk geleistet hat. Und so stellten wir diese entscheidende Frage auch am 65. Geburtstage des in Grünberg geborenen Dichters Eberhard König. Hat er seine hohe Begabung im Dienste eigenwilliger Künstlerlaunen, berechnender Geistklimpererei betätigt, oder hat er sie völkischen Hochzielen untergeordnet, auf die Gefahr hin, sich vielleicht mit der jeweils herrschenden geschmacklichen oder politischen Richtung zu verfeinden? Hat er als „vorverkündender Prophet“, was nach Richard Wagner jeder Künstler sein sollte, das Unglück der Nachkriegszeit mit neuen Hoffnungen überwältigt, Scham, Trotz, Siegeswillen in die Herzen der Volksgenossen gegossen? Hat er mitgeholfen, die falschen Propheten zum Tempel hinauszupeitschen? Hat er den Glauben an eine bessere Zukunft gepredigt? Hat er den Boden gelockert für den Messias, der da kommen mußte? Nur wenn diese klaren Fragen ebenso eindeutig bejaht werden können, hat er ein Recht darauf, daß ihm die Liebe und Dankbarkeit des Volkes wie eine heilige Flamme entgegengetragen werde.

Ein einziger Beleg würde hier genügen. König hat 1924 unter dem grauisigen Kleistschen Ausruf „Wehe, mein Vaterland, dir!“ ein Bändchen „Zeitgedichte“ veröffentlicht, das fürchterlich Musterung hält unter all denen, die sich anmaßten, Deutschlands Geschicke zu lenken, daneben aber auch die Großtaten unseres Heeres mit ehernem Griffel in die Bücher der Dichtung schreibt. Hier heißt es im Vorpruch:

Muß ich mich schämen, daß ich glauben konnte,  
damals, als nicht zu glauben Schande war?  
Als noch der Guten Treue sommerklar  
den deutschen Schicksalstag uns übersonnte?  
Schon da ging's um in euren Finsternissen,  
Nachtalben ihr, mit Raunen und mit Richern,  
ein hämisches, verschlagnes Besserwissen:

Ihr wart am Werke, euch den Sieg zu sichern!  
 Oh! Eurer Helfer waren Legionen!  
 Die Massenwucht von allem Haß und Neid,  
 von aller Dummheit, aller Niedrigkeit,  
 ein Aufgebot, als gält's für alle Zeit  
 den Geist im deutschen Leben zu entthronen.  
 Ihr habt's erreicht. Schindangergleich versank  
 in Unflat unser reinlich deutsches Leben;  
 Wasgeier krächzen Sieg, die drüber schweben,  
 und schütteln Graun hernieder und Gestank.  
 Ihr habt's erreicht. Bald ist das Vaterland  
 ein Schuttfeld, überragt von Bankpalästen,  
 Zwingburgen derer, die vom Volk sich mästen,  
 das selber sich entwehrt, entehrt, entmannt.  
 Ihr habt's erreicht. Was immer Manneswert  
 dem Manne gab, wird auf den Mist gekehrt,  
 zu Rehrichtplunder werden Stolz und Scham,  
 zum Gassenspott das Recht! Sagt doch, was nahm  
 uns n i c h t hinweg die Herrschaft der Gemeinheit  
 von dem, was unsres Lebens Wert und Reinheit,  
 sagt doch, was n i c h t verlumpfte, nicht verkam!  
 Seit jedes Hirn der plumpe Irrwahn äfft:  
 Die Weltgeschichte sei das Welt g e s c h ä f t !  
 Ihr habt's erreicht. Wir sind zu leicht befunden,  
 unwert der Not, der großen Weckerin:  
 Ihr habt die Rute Gottes ihr entwunden,  
 uns taub geschwaßt für ihren heil'gen Sinn.  
 Sie flugs entheiligt, daß wir nie gesunden,  
 ihr Fluch uns bleib, ihr Segen sei dahin,  
 in Feilheit, Schachertum und Seelenroheit  
 versink' die alte deutsche Geisteshoheit!  
 Nun dulden wir, ihr habt's erreicht, bei Gott,  
 feigherzig jedes Unerträgliche;  
 kein Rotwurf stört uns mehr im blöden Trott —  
 was Volkesschande, Knechtschaft, Mord und Spott!  
 Das alles ward uns das Alltägliche:  
 Seit dem Verrat wir Raum und Recht gelassen,  
 seit wir verzagten, von der Tyranneien  
 unwürdigster uns mannhaft zu befreien,  
 verlernten j e d e s Zürnen wir und Sassen.  
 Und das mit Fug: Zu gutem Zorn und Haß  
 braucht es des Rechts; das warfet ihr dahin,  
 als Feigheit euch entadelt euren Sinn. —  
 Nun blieb nur eins, dem ihr ohn' Unterlaß  
 wie Narren front und huldigt: d e r G e w i n n !  
 Und euer Narrengott heißt Mammonas!

Und doch, und doch! Wie viel sie auch erreicht —  
 ob nicht die Nacht noch einem Morgen weicht?  
 Gott weiß das Maß des Elends, das euch frommt,  
 und hilft, so ihr ihm selbst zu Hilfe kommt!  
 Kein Volk, das je sich selbst erlösen kann —  
 Betrug und Wahn ist's! — weder Sinn und Raß  
 war je beim Volk, noch Wollen gar und Tat:  
 Ruft denn zu Gott, daß er uns einen Mann,  
 den Führergeist, den reinen, starken sende,  
 den Einen, der den deutschen Jammer wende.  
 Dann aber, dann:  
 Dem Einem auch ein Volk, das seiner wert,  
 das ihn erträgt, das Mannesgröße ehrt,  
 das zu ihm aufschaut glaubensstark und still,  
 ein Volk, das Reinigung und Wahrheit will!

Diese gesprochenen Hammerschläge aber klingen uns aus allen Werken Königs entgegen. Von den Anfängen seines Schaffens an hat er kein Lieblingen gekannt mit den schon damals wirksamen Kräften des Marxismus, des Judentums, der zwischenstaatlichen Geldsackherrschaft und der Plüschsofa-Spießerei. Nie hat er den Brettern, die jene Welten bedeuteten, das geringste Zugeständnis gemacht. Die Theatergewaltigen und Geschmacksrichter haben seine Werke als „unmodern“ abgelehnt, weil sie ihnen nicht in den Kram paßten. Selbst dann, wenn sie einen offenbaren Erfolg bei den Zuschauern hatten, wie „Gevatter Tod“ im Rgl. Schauspielhaus zu Berlin. Wie konnte in den Tagen des „Naturalismus“, im Zeitalter Hauptmanns, Sudermanns, Hirschfelds ein unbekannter Anfänger es wagen, einen Ritt ins alte romantische Land zu tun! Solche Jugendeseleien verbitten wir uns ein für allemal! Womit dann die Kunst Königs für etliche Zeit abgestempelt war ... Für die amtliche Feier der Befreiungskriege in der Breslauer Jahrhunderthalle wird dann natürlich nicht sein fertiges Volksstück „Stein“ gewählt, sondern Gerhart Hauptmann durch den Breslauer „Festauschuß“ mit der Firma Barasch an der Spitze dazu bewogen, sich für den Spielleiter Reinhard (lies Goldmann) ein „Deutsches Festspiel in Reimen“ abzuquälen. Die Komödie „Alkestis“, von der Vertriebsstelle der Bühnenschriftsteller mit einem — bis dahin einzigen — Preise ausgezeichnet, in einer Nachvorstellung mit jubelndem Beifall begrüßt, wird von einem Herrn Freund in der Bülowstraße zu Berlin aufgekauft, aber bald restlos eingestampft, da er ja — „eigentlich“ einen geographischen Verlag habe. (Ja, die Herren ließen sich's was kosten mit König!) Der Volksschillerpreis ist dem „Wielant“ sicher. Auf einmal weiß der zahlungsfähige jüdische Wäschefabrikant und Dramenverleger Heinz Wolfradt es besser: der in seinem Verlage befindliche und bevorschusste „Tantris“ Ernst Hardts kriegt ihn! Und so ließen sich noch andere Beispiele anführen, daß König für seine völkische Überzeugung oft genug Opfer gebracht hat, nie für eine Gefinnungslumperei zu haben gewesen ist, und sei sie noch so klein. Er hat zeitlebens jede Vereinbarung mit den widerdeutschen Mächten unterlassen, vor denen ihn

die Stimme seines Blutes warnte, sie im Gegenteil stets bekämpft. Kein Wunder, daß die zünftige Literaturgeschichtsschreibung mit wenigen Ausnahmen nach der vom „Literarischen Echo“ ausgegebenen Parole handelte: „Über den Mann schreibt man nicht!“

Dieser Verneinung und Verwerfung steht die aufbauende, schaffende Leistung zur Seite. König ist Vertreter einer adligen, heldischen Lebens- und Weltanschauung, die gordische Knoten zerhaut und Felsen sprengt. Nicht Bausch- und Bogenseelen, nicht Stubenhocker, nicht Leisetreter, sondern tatfrohe Kämpfer-, großgläubige Führernaturen rückt er in den Mittelpunkt schauspielerischer Handlung oder erzählerischen Geschehens. Ist es wirklich gleichgültig, w e n oder w a s der Künstler darstellt, ob ganze oder halbe, Höhen- oder Untermenschen? Ob den todbereiten Aufbruch eines geknechteten Volkes oder eine Bordellscene? Kommt es wirklich nur auf das W i e der Formgebung an, wie tonangebende Ausdruckswissenschaftler, eisernde Merker uns weismachen wollten? Nun, hierüber sind die Akten bis auf weiteres geschlossen. Wir haben schweres Lehrgeld gezahlt für die Einsicht, daß einer Kunstlehre der reinen Form eine solche der völkischen Werte gegenübersteht, verlangen aber auch, daß ein Kunstwerk vaterländischen G e h a l t s, das mit dem Anspruch auf allgemeine Geltung auftritt, in der G e s t a l t schlackenfrei sei. Beides ist bei König der Fall. In der Anlage, der Stufung und Gipfelung der Handlung, in der Planung, Verkettung, Tönung und Belichtung der Ergebnisse, in der Charakterzeichnung, in der verantwortlichen Pflege des Sprachgewandes halten seine Werke den strengsten Anforderungen stand; bei den Bühnenstücken wird für die Auf- führung hie und da eine Länge beseitigt, ein Knoten straffer geschürzt werden müssen. Sehen wir uns in der gebotenen Kürze einige seiner Schöpfungen auf ihren Grundgehalt und ihre tragenden Persönlichkeiten an.

Im „G e v a t t e r T o d“ erkühnt sich Hans, dem „Herrn des Lebens“, seinem Paten, zu trotzen und die dem Tode verfallene Prinzessin gegen dessen Verbot zu heilen, auf die Gefahr hin, sich seine unversöhnliche Feindschaft zuzuziehen. Im „T e u k r o s“ lehnt sich der verhöhnte „Bogner“ gegen die ganze Sippe der Griechenfürsten auf, die seinen Halbbruder Uias zu Unrecht über den Tod hinaus verfolgen; bietet er dem Fluche des erbitterten Vaters die Stirn und zieht mit seinen Treuesten hinaus ins blaue Jergendwo, um sich eine neue Heimat zu erobern. In „W i e l a n t, d e r S c h m i e d“ läßt sich der gefangene und gelähmte Meister nicht von König Aidung und seiner Gefolgschaft versklaven, sondern entschwingt sich auf selbstgefertigten Flügeln ihrer Welt der Niedertracht. General York im „S t e i n“ erdreistet sich gegen Napoleon des entscheidenden Bündnisses mit den Russen, das ihm Kopf und Kragen kosten kann, setzt sich der Freiherr vom und zum Stein an die Spitze der Entschlossenen, die den zaudernden König zum Handeln um jeden Preis antreiben. In „D i e t r i c h v o n B e r n“ muß der Gotenkönig zwar für eine Weile der List und Übermacht des Schacherkaisers von Romaburg weichen, bietet ihm aber, als seine Zeit gekommen ist, Schach und setzt ihn in einem tollkühnen Zuge matt.

Wie die Dramen, so die Erzählungen. „Thedel von Wallmoden“ heißt mit Recht eine „bunte Mär“; aber auch darin geht's hart auf hart, hat es doch der junge Sachsenproß mit keinem Geringeren zu tun als — dem Teufel, dem er „unversehrt“, will sagen: unverzagt, sein ganzes gotterfülltes Leben entgegenwirft. In „Hermoders Ritt“ wagt der Wotansohn den tollen Ritt hinab ins Reich der Hel, um den durch Lokis Meintat gefällten Bruder Valder loszubitten. In „Wenn der Alte Friß gewußt hätte . . .“ steht der Preußenkönig todverachtend einer Welt von Feinden gegenüber, läßt sich aber nicht von seiner Verantwortung, von seiner Sendung und seiner Königspflicht abdrängen. In „Fridolin Einsam“ geht der Schwache, seelenzarte Schusterjunge, über die Mißhandlung seiner Tiroler Heimat durch die Bayern erbittert, ritterlich einem fremden Beamten zu Leibe, macht die Kämpfe unter Speckbacher mit, wobei er schwer verwundet wird, und beteiligt sich an dem Sturme vom Berge Isel unter Andreas Hofer. Endlich — ein Held des Alltags — der greise Dorfschulmeister im „Waldschrafft“, der der blöden Masse gegenüber Liebe und Vernunft verfißt und sogar dem glaubenswütigen Pfarrer „Zivilcourage“ zeigt. Sei, was sind das alles für hochgemute Mannsbilder, die den Flamberg nicht aus den Händen geben, — jeder echte Deutsche muß sich an ihnen erlaben und aufbauen! Gewiß ist das nur ein Wesenszug des Königschen Schaffens, wenn auch der augenfälligste und entscheidende. Auf zweierlei sei aber noch verwiesen. König ist Schlesier, und der „Genius loci“ Grünebergs ist trotz dem Heidelberger feucht. Wenn sich in seinen Werken der Sinn für Humor und Komik stark geltend macht, so ist das kein Wunder. Überall, manchmal bei den ernstesten und feierlichsten Gelegenheiten, zuckt solch ein schalkhaftes Blitzlicht auf: ein Sinnbild aller Lebenserscheinungen, in denen Hell und Dunkel ja auch seltsam nebeneinander stehen. Ein Musterbeispiel für die Situationskomik, die dem Dichter besonders liegt: In der oben erwähnten „Alkestis“, einem mythologischen Schelmenspiel, glaubt der „trauernde“ Witwer Admet mit einer „zufällig“ in seinen Palast geschneiten verschleierte Fremden anbandeln zu können, wird aber durch eine saftige Maulschelle von ach! nur zu wohlbekannter Hand darüber aufgeklärt, wen er neben sich hat: seine unlängst opferbereit für ihn in das Schattenreich hinabgestiegene Gemahlin, die soeben von Herakles wieder für die Oberwelt eingeheimst worden ist . . . König wäre aber auch nicht der Landsmann eines Jakob Böhme, wenn er nicht dem Überwirklichen und Übervernünftigen seinen Zoll darbrächte. Eine seiner schönsten Geschichtensammlungen nennt sich „Legenden von dieser und jener Welt“. „Legenden“ nicht im Sinne kirchlicher Heiligen-erzählungen, sondern im Sinne der Einkehr in dem Zwischenreich, von dem nach Shakespeare „unsere Schulweisheit nichts träumt“. Wenn Schillers Wort recht hat, dann ist gerade ihnen die längste Dauer beschieden:

Was sich nie und nirgends hat begeben,  
das allein veraltet nie.

Königs Dichtungen sind kein Lesestoff für Oberflächliche, kein müßiger Zeitvertreib. Man muß sich ernstlich und andächtig „hineinknien“, dann aber

entschädigen sie durch einen Reichtum, der seelisch erquickt und bereichert, der einem als guter Freund die Sorgen von der Stirn streicht und das Herz froh und tapfer macht.

Rönig ist auch ein Sprecher von Gottes Gnaden, der seine Werke am besten vorträgt. Seine bildhauerische Begabung ist ungewöhnlich stark. Den 65 Jahren zutrotz ist er noch lebfrisch und schaffensfroh und, will's Gott, beschert er uns noch manche köstliche Gabe.



## Rübezahl und der Prager Student

Unser Berggeist lebt nicht in der Zeit, nur manchmal, gastweise. Was sind ihm Wochen, Monde, Jahre? Zeit ist ihm wie Raum, Erinnern ein Kopfschmerzen, Vorher und Nachher, ein Hier und Dort; Werden und Vergehen, Lenzerwachen und Wintertod, nur ein Drinnen und Draußen am ewigen Sein. Darum versteht er die Menschen nicht bei all seiner Weisheit, die Menschen, deren Erdenfluch — zugleich aber ihre ganze Würde — in ihrer Zeitgebundenheit beschloffen liegt. Wie er die Tage hinbringt? Drunten in blauen Berges-tiefen teilt kein Tagen und Dunkeln den Strom der Ewigkeit, den auch keine Begebenheit zu schnellerem Wellenschlag zusammendrängt, kein langsam Werden, Säumen und Harren dehnt. Und steigt er empor — ob droben die Sonne herrsche oder die Sterne funkeln: Ja, der Bergwald rauscht und rauscht, wie er immer gerauscht hat; das ist eine große heilige Anteilbarkeit der lebendigen Welt. So hat noch keiner das Gesetz seines Geisterseins ermessen. Ein lusternes Wisserlein von der hohen Schule zu Prag saß mal in einem Dorfkratscham unweit von Hirschberg mit einem wandernden Webergesellen, der ein gar kurzweiliger Rauz, auf seiner Kammer, abends nach dem Säuten. Und vom Rübezahl schwätzten sie. Der Weber, der ein närrisch Augenzwinkern hatte, wußt' erstaunlich Bescheid, als wär' der sein Sevatter. „Was mag nur der Alte anfangen den ganzen lieben langen Tag?“, meinte der Student, „daß ihm die Zeit nicht lang werde?“ — „Die Zeit, die Zeit!“, lachte der andere, „frag nicht so dumm, Bürschel, trink du lieber!“ und reichte ihm den Krug. Und der Studiosus trank und trank, und als er die Nase aus des Kruges Dunkel herfürtat, da war er allein, und da pochte es, und der Wirt polterte herein und fragte, ob der Herr denn endlich ausgeschlafen habe, hohe Zeit sei's, den Weg unter die Füße zu nehmen. „Wirt, ist Er toll?“, fuhr der Gast auf, hab' eben meinen Ranzen abgestreift und den ersten Schluck getan. Der Stuhl ist noch nicht warm geworden unter mir!“ Der Wirt hielt ihn seinerseits für übergeschnappt oder für einen losen Schelm. Sie sagten sich allerhand Freundlichkeiten, bis der Wirt den Gefellen, der sein Nachtquartier nicht zahlen wollte, wie denn das Bett schier und glatt geblieben war, vor die Tür setzte, allwo er ganz benommen seine Strafe zog. Nach einer Stunde traf er jenen Weber, der grinsend auf einem Baumstamm saß und statt eines Stuhles wie mitten im laufenden Gespräch sagte: „Ja, mein, was nennt ihr „den ganzen Tag“, junger Freund? Der Rübezahl zieht, wenn's ihm Spaß macht, die Zeit an wie ein Hemde, dann zählt er auch wohl mal nach Tagen. Sonst ist's ihm wie ein Augenblinzeln oder ein Becherstürzen, indes ihr freit, Vuben in die Welt setzt und aufzieht, euer Dasein mit Dummheit, Mühsal und Niedertracht anfüllt und stirbt. Glückauf, Herrlein!“, und verschwand in einer Steinwand wie ein Schatten, wenn eine Wolke über die Sonne rennt. Da hatte der Herr Studiosus einen Gedankenbrocken, daran er fein kauen mochte, ist ihm aber, acht' ich, geblieben; er hat's später begriffen, daß ihm der Herr des Gebirges da ein Angebind in sein Lebensränzel gehoben, kostbarer denn einen dicken Tannenzapfen, der sich daheim als lauterer Gold erwiesen hätte . . .

Aus: Wenn der Alte Friß gewußt hätte . . .  
Eine Rübezahlmär. Von Eberhard Rönig. Verlag von  
Erich Matthes, Leipzig und Gartenstein.



# Warschau – Bukarest – Budapest

## Hauptstädte des Ostens im Spiegel von Landschaft, Geschichte und Volkstum

Von Dr. Gerhard Sappof

### I. Warschau

Die kleinen Dörfer an den Ufern der Weichsel haben sich wie zu einem Fest geschmückt: in den verwilderten Vorgärten der niedrigen Hütten stehen riesige Sonnenrosen, die ihre goldenen Kronen auf langen Stengeln im Winde wiegen — ein paar Dahlien, in den Farben bunt durcheinandergewürfelt, und, verschüchtert in dem hohen Unkraut, einige Astern. Von den Ebereschen leuchten die reifen Beeren hellrot wie Korallen herab. Über allem steht der blaue Herbsthimmel, der sich wie ein endloses Fahnentuch über die Erde breitet . . . Zwischen den hohen Baumkronen tauchen trotzige Türme auf: die Kirche von Brochów, in der Fr. Chopin getauft wurde. Dann kommen wir durch Łowicz, wo die Menschen schöne bunte Trachten tragen. Je mehr wir uns Warschau nähern, um so bewegter wird der Verkehr auf den Straßen. Am häufigsten sieht man die langgestreckten Bauernwagen, die von den kleinen, ungemein temperamentvollen Polenpferdchen gezogen werden. Mit einer seltenen Liebe hängt der Pole an diesem Tier, das ja von jeher der beste Gehilfe der Völker der Ebene gewesen ist. Noch heute beherrscht in Polen das Pferd, nicht das Auto, die Straße. Das ist ein Eindruck, der auch nicht verwischt wurde, als uns Warschau mit seinen breiten, eleganten Straßen aufnahm.

Warschau ist das politische Zentrum des wiedererstandenen Staates. Es ist längst nicht so alt wie Krakau oder Lemberg. Es fehlen die mittelalterlichen, verwitterten Züge in seinem Gesicht, die die südlichen Städte Polens so anziehend machen. Die alten Könige und Freiheitshelden ruhen auf dem Wawel in Krakau, nicht in Warschau. Selbst der Marschall, der hier die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, hat nicht in dieser unruhigen Stadt, sondern in der Krypta der Wawelkathedrale seine letzte Ruhestätte gefunden. An vergangene Zeiten erinnern die Schlösser und Paläste aus der Zeit des Wahlkönigtums, die jedoch zu zerstreut liegen, um einen starken Gesamteindruck hervorrufen zu können. Nur dort, wo sie sich in großen Parks versteckt halten, wird der leise Atem ihrer Vergangenheit auch heute noch spürbar. Dabei drängt sich immer wieder ein Eindruck in den Vordergrund: Wieviel an künstlerischer Kraft ist doch in jener Zeit aus unserer deutschen Heimat in diese Stadt geflossen! — Wie stark haben deutsche Einflüsse das Gesicht der Bauten dieser Epoche bestimmen helfen!

An die Zeiten August des Starken erinnern das Palais Brühl und das Sächsische Palais im Innern der Stadt sowie die großartige Anlage des Schlosses Ujazdów, über dessen Pläne der König mit seinem deutschen Hofarchitekten Pöppelmann wiederholt in Streit geraten war. Von der Zeit

Stanislaus Augusts erzählt die zierliche Fassade des Łazienki-Palastes, einst von Merlini zusammen mit Ramseker und Fontana erbaut. Draußen am Rand der Stadt liegt in prachtvoller Unge störtheit das Schloß Wilanów, das einst dem Türkenbezwinger Johann Sobieski gehörte. In dem großen Saal des Schlosses, das heute zum Teil von der Familie der Branicki bewohnt wird, kann man noch ein riesiges Türkenzelt sehen, innen mit gelber Seide ausgeschlagen, das vor Wien erobert wurde. Am unberührtesten scheint das Obergeschoß des Schlosses, das den Kindern des Königs zum Aufenthalt gedient hat. Die niedrigen Mansardenstuben sind mit Velfter Kacheln ausgelegt. Zierliches Silberspielzeug, heute sorgsam hinter Glas verschlossen, erinnert an die kleinen Bewohner. Die großen Fenster geben den Blick frei in den alten Park, dessen wundervolle Abgeschlossenheit von der Weichsel selbst behütet wird . . .

Zum Stadtzentrum zurück zieht sich die breite Aleja Ujazdowska. Sie führt am Belvédère vorbei, der einstigen Residenz des Marschalls, die jetzt unter den hohen Kastanien still um den toten Herrn trauert.

In dem weitläufigen Łazienki-Park, der hier beginnt, steht das eindrucksvolle Denkmal Friedrich Chopins, das schon von weitem den Blick auf sich zieht: auf einem hohen Steinsockel sitzt unter dem vom Sturm gebeugten Baum der Künstler, der mit verklärtem Gesicht dem Wind zum Trotz die Saiten seiner Lyra erklingen läßt. Haltung und Gebärden der Figur sind von einer Erhabenheit und Kraft, daß es in dem Licht des vergehenden Tages scheint, als müßte selbst der Sturm, der die hohen Bäume zur Erde zwingt, vor den unsterblichen Klängen des Meisters seine Kraft verlieren.

Warschau zeigt sein eigentliches, ihm eigentümliches Gesicht erst am Abend, wenn das gesellschaftliche Leben der Hauptstadt erwacht. Anziehend und voller Glut, wie die brennenden Augen der Polinnen, ist das Leben dieser östlichen Stadt: ein Leben voller Bewegtheit ohne Hast, Farbenpracht ohne Aufdringlichkeit, Haltung ohne Steifheit. Dazu kommen Eleganz und Höflichkeit, die von jeher das gesellschaftliche Leben Polens ausgezeichnet haben. Viele der abendlichen Gäste bedienen sich auf ihrer Fahrt eleganter Pferdewagen, die das Bild noch bewegter und lebendiger machen. Verhältnismäßig zeitig werden die großen Straßen und Alleen still. Im blassen Licht der Bogenlampen wirken dann die neuen Bauten, mit denen der neue Staat seine Hauptstadt geschmückt hat, doppelt wuchtig und groß. Die „ewige Flamme“ am Grabmal des unbekanntenen Soldaten flackert unruhig im Nachtwind. Ab und zu wird die Stille unterbrochen durch das Klappern flinker Pferdehufe, — und nur die erleuchteten Fenster verraten, daß hinter den sorgfältig verschlossenen Türen das Leben seinen Fortgang nimmt.

## II. Bukarest

„Der Herbst, er gräbt des Sommers Grab . . .“  
Mihail Eminescu.

Die Stille in den riesigen Wäldern der Südkarpaten ist unheimlich und lähmend wie der Tod, der den Blättern ihr kurzes Leben nimmt. Wie schwer

und furchtbar muß hier einst das Sterben für unsere tapferen Feldgrauen geworden sein, die auf dem siegreichen Vormarsch der Mackensen-Armee in diesen einsamen Tälern ihr Leben ließen!

Hoch oben in den Bergen versteckt liegt S i n a i a, die Sommerresidenz des rumänischen Königs. Schon hier verblüfft ein Gegensatz, den wir noch oft in diesem Lande finden sollten: nicht weit von der Residenz, die ihrem Stil nach genau so in Oberbayern stehen könnte, liegt ein altes orthodoxes Kloster, das in Stilform und Farben echte byzantinische Kunst verrät.

Von Sinaia fällt die Straße rasch und in steilen Kurven zur Ebene ab. An den Ausläufern der Berge wird der Wald abgelöst von Bohrtürmen, die sich um Ploesti, das rumänische Petroleumzentrum, sammeln. Dann verliert sich die Straße in der Ebene, die jetzt mit ihrer Einsamkeit und Weite die Herrschaft antritt. Endlose Maisfelder, deren helles Gelb in der Sonne den Augen wehetut, begleiten die Straße, die in ermüdender Gradlinigkeit der Hauptstadt zueilt.

Schon weit vor Bukarest tauchen am Rand der Straße kleine „Bodegas“, Gasthöfe, auf, die rasch an Zahl und Größe zunehmen. An den offenen Feuern sitzen Fuhrleute und Bauern, die vom Markte heimkehren. Sie rösten hier an diesen Feuern ihre Maiskolben, braten Hammelfleisch und trinken riesige Mengen Landwein, der ungewöhnlich billig ist. Ab und zu wird ein Lied angestimmt, das lustig aus dem Kreis aufsteigt, voller Übermut um das Feuer tanzt, bis es schwermütig klagend verklingt. Darüber breitet sich der östliche Nachthimmel, der die riesigen Schatten dieser verwegenen Gestalten und ihrer Lieder verschlingt.

In der Stadt selbst verblaffen rasch die kräftigen Farben der rumänischen Erde. Das grelle Licht der Reklamen hüllt die Häuser in einen lächerlichen Glanz, der sich auf Kosten dunkler, schmutziger Hinterhöfe nährt. Dieser Gegensatz von Licht und Schatten findet bald seine Fortsetzung. Neben prunkvollen Gebäuden, Villen und Palästen liegen armselige Hütten. Von eleganten Geschäftsstraßen, wie der Calea Victoriei und der Calea Pipscani, nicht sehr weit entfernt liegen holprige, winklige Straßenzüge, die erst am Tage ihre ganze Armseligkeit zeigen. Erleichtert atmet man auf, wenn in den wirklich großzügigen und gut gepflegten Parks, so im Park Carol oder im Cismigiu-Park, der Lärm der staubigen Straßen verstummt.

Am auffallendsten ist der Zusammenstoß von Gegensätzen, die sich hier fast ohne Übergang treffen, in den Bauten von Bukarest. Mehr als 100 Kirchen finden sich hier, die vor allem byzantinische Stilelemente aufweisen. Die schönste und infolge ihrer freien Lage eindrucksvollste Kirche ist die Domniza Balascha, ein reich verzierter Kozziegelbau aus dem 18. Jahrhundert. Neben ihr ist gleich die „Metropole“ zu nennen, wo in einem Silberfarg die Gebeine des hl. Demetrius, des Stadtheiligen, aufbewahrt werden. Die vielen anderen, älteren Kirchen, wie die Stavropoleos-Kirche, ein Kleinod byzantinischer Kunst, sind derart von modernen Bauten verstellt, daß ihre schönen alten Schnitzereien und zierlichen Säulen schwer um ihre Geltung kämpfen müssen.

Ebenso versteckt liegen die beiden ältesten Kirchen der Stadt, die Radu-Boda-Kirche und die Kirche des sagenhaften Hirten Bucur, der im 13. Jahrhundert diese Stadt gegründet und ihr den Namen gegeben haben soll. Alle diese Schätze östlicher Kunst stehen in einem oft kaum erträglichen Gegensatz zu den vielen modernen Bauten der Stadt, die im neuzeitlichen Großstadtstil oder nach französischen Vorbildern des vergangenen Jahrhunderts errichtet sind.

Zu der Verschiedenheit der Stilformen kommt die Vielfalt und Buntheit der Volkstypen, die dieser Stadt ein ungemein reizvolles und farbenfrohes Gesicht geben. Freilich versteht man diese Buntheit erst, wenn man auch die andere Seite des Vorlandes von Bukarest gesehen hat, das der Stadt nach Osten hin vorgelagert ist. Gleich nämlich hinter den Ausläufern der Stadt breitet sich der *Baragan* aus, eine endlose, sonnendurchglühnte Steppe, die nur die Donau aufhalten kann oder das Schwarze Meer selbst, das nach Osten hin diese Ebene begrenzt. Das wechselvolle Schicksal, das diese Landstriche im Lauf der Geschichte haben durchmachen müssen, hat die Bevölkerung bunt durcheinandergewürfelt. Tatarisch, Türkisch, Russisch, Bulgarisch, Griechisch ergeben mit dem Walachischen zusammen eine Vielfalt, aus der sich die einfachen sauberen Häuser der deutschen Siedler in der Dobrudscha als unvergessliche Zeugen deutscher Kulturkraft hervorheben. Dieses Gemisch der verschiedensten völkischen Bestandteile und die Nähe des Schwarzen Meeres sind es, von denen die Hauptstadt einen starken, fast orientalischen Einschlag empfängt.

Bukarest ist als Hauptstadt verhältnismäßig jung. Die alten rumänischen Fürsten hatten ihre Residenzen meistens oben in den Bergen, in Putna, Campulung oder Curtea de Arges, wohin sie sich aus der ungeschützten Ebene vor den Türken geflüchtet hatten. Erst seit 1860 ist Bukarest Hauptstadt und als solche heute noch unfertig. Das Stadtbild gibt vorläufig noch keine großen klaren Eindrücke. Die Dombowita, die den Rand der Stadt durchzieht, ist zu schmal, um das Bild zu beleben. Es fehlt ein Hügel oder ein Bergabhang, der den Straßen Schwung und Linie geben könnte. Was vorläufig am meisten anzieht, ist das Bunte und Gegensätzliche, das sich in das Gedächtnis eingräbt und darin haften bleibt, wenn bei der Rückfahrt die langen, belebten Boulevards hinter uns bleiben und in der blauen Ferne die mächtigen Umrisse der Südkarpaten sichtbar werden. Diese trotzige Bergkette, deren wuchtige Mauern sich immer drohender und steiler nähern, sind mehr als eine Scheide zwischen verschiedenen Landschaften: an ihr schieden sich einst Abendland und Orient, eine Kulturscheide also, deren Schatten auch heute noch von diesen Höhen nicht ganz gewichen sind.

### III. Budapest

Wie ein Stück verpflanztes Süddeutschland ziehen die Dörfer und Städte Siebenbürgens an uns vorüber. Man kann es kaum sagen, wie anheimelnd und anziehend die weißen Häuser mit den roten Ziegeldächern und die verwitterten Burgen und Kirchen in den Städten wirken, wenn eben noch

die Bilder der östlichen Ebene vor den Augen standen. Welch reiche deutsche Kulturkräfte sind doch hierher vorgedrungen! — Wie tapfer und wurzelfest haben sich ihre Träger behauptet!

Hinter uns versinken bald die langgestreckten Mauern der Südkarpaten im Herbstnebel. Ihre letzten Ausläufer verlieren sich unmerklich in der Ebene, die sich dicht hinter der ungarischen Ebene auszustrecken beginnt. Man kann den Schmerz der Ungarn über ihr zerrissenes Land am besten verstehen, wenn man aus den Gebieten kommt, die vor Trianon der ungarischen Krone gehörten. Erst dann wird jene Inschrift verständlich, die in jedem ungarischen Dorf auf dem Gefallenendenkmal zu finden ist: „Nem, nem, soha!“ — „Nein, nein, niemals!“ — Das Land ist tatsächlich ein „Esonka Magyarországn“, ein „verstümmeltes Ungarn“, geworden.

Für den Besuch der Hauptstadt läßt sich keine schönere Overtüre denken als die Fahrt durch die Puszta. Inmitten dieser glattgewalzten, nicht endenwollenden Ebene wird der Atem der ungarischen Erde am besten vernehmbar, und die Schwermut, die sonst nur noch aus den Geigen der Zigeuner aufsteigt, dringt hier bis ans Herz. Der Herbst hat die glatten Weideflächen tiefbraun gefärbt, darüber steht blau der Abendhimmel, der nach Osten hin in Schwarz übergeht. Nirgends ein Baum, ein Hügel oder ein Wald, an dem sich der Blick fangen könnte — nur selten die Hütte eines Hirten, die weiß getüncht aus dem Braun und Blau der Landschaft hervorsteht. Eine grenzenlose Verlassenheit beschleicht den Menschen in dieser Einsamkeit, und nur der goldene Abendstern tröstet den Wanderer und lenkt zuversichtlich die Gedanken nach Westen, unserem Ziele, zu.

Die nächtliche Einfahrt in die Donaustadt ist überwältigend. Unzählige Lichter, die in der Dunkelheit zu einem einzigen Meer zusammenfließen, erfreuen das Auge nach der Eintönigkeit der Puszta um so mehr. Lange, breite Straßen führen, von Osten kommend, strahlenförmig zur Donau hin, in deren schwarzen Fluten sich die Lichter tausendfach widerspiegeln. Wenn man dann vom Sallert-Berg die Stadt überblickt, erscheint Budapest wie ein ungeheurer schwarzer Teppich, in den unsichtbare Hände leuchtende Muster eingewebt haben: mitten hindurch zieht sich der Fluß wie ein breites Silberband. Von ihm weg führen breite Strahlen und Ringe, die das Schwarz in zierliche Karos und Dreiecke aufteilen. Am Rand sind nur noch ganz feine Aderchen sichtbar, die sich allmählich im Dunkel der Nacht verlieren. Darüber breitet sich dunkelblau der Himmel aus, während von unten aus den Kaffees am Flußufer Musik zu uns heraufsteigt — wehmütig und klagend —, „wie wenn tausend Zigeuner leise geigen ...“

Am Morgen lösen sich nur langsam die schweren Herbstnebel von den Ufern und geben Stück für Stück dieser wunderbaren Stadt frei. Das rechte Ufer wird gekrönt von der langen, stolzen Front der „Königlichen Burg“. In den weitläufigen Räumen dieses reich gegliederten Palastes können ungestört die Erinnerungen aus Ungarns Geschichte aufsteigen. In der Stephanskapelle erinnert eine kostbare Reliquie, die rechte Hand Stephan des Heiligen, an jene

fernen Zeiten, in denen sich das wilde Reitervolk der Ungarn an diesen Ufern niederließ und sesshaft wurde. An die Zeit der Verbindung mit Habsburg erinnert der Habsburgsaal und die Zimmer der Kaiserin Elisabeth, die diesem Land besonders zugetan war. Den Christinenstädter Flügel bewohnt jetzt der Reichsverweser. Die größten Kostbarkeiten sind im zweiten Stock aufbewahrt: die Kroninsignien — die Stephanskrone, Zepter und Reichsapfel, das Schwert und der Krönungsmantel.

Nicht weit von der Burg liegt die Krönungskirche, deren Grundmauern bis in die romanische Epoche zurückreichen. Jahrhunderte hindurch empfangen hier die Könige die Weihe für ihr Amt. Der letzte von ihnen war jener unglückliche Karl IV., der hier 1916 gekrönt wurde und bald darauf Krone und Reich verlor ...

In den herrlichen Schloßgärten blühen Herbstblumen von unzählbaren Farben und Arten. Von der Brüstung, die sie umgrenzt, läßt sich gut die Stadt übersehen, die sich in einem weiten Halbkreis unter uns ausbreitet: zahlreiche Ruppeln und Türme, von der Sonne vergoldet, breite Straßenzellen, die von Bäumen umsäumt werden, weitläufige Ringstraßen, die das Häusermeer umklammern und es eng verbunden mit dem Fluß halten. Über den Fluß ziehen sich in kühnem Schwung die großen Donaubrücken, die die beiden Stadtteile Buda und Pest gleich kraftvollen Lebensadern verbinden.

Dicht am Wasser liegt langgestreckt das Parlamentsgebäude, und nicht weit von ihm der „Freiheitsplatz“, der Platz des nationalen Schmerzes der Ungarn. Vier ergreifende Figuren, die nach den vier Himmelsrichtungen benannt sind, stellen die verlorenen Gebiete dar. In der Mitte ist auf einem großen Blumenteppich das „ungarische Credo“ aufgezeichnet, das Schmerz und Hoffnung der Ungarn zu einem Gebete zusammenfaßt. Dieses Gebet, das an allen Orten und Gebäuden, in jeder Schule, ja in jedem Straßenbahnwagen angeschlagen ist, wirkt hier, wo es die schönen Herbstblumen selbst herzusagen scheinen, besonders eindringlich und ergreifend. Leise und feierlich hat es mir ein junger Ungar vorgesprochen: „Ich glaube an einen Gott! Ich glaube an ein Vaterland, ich glaube an Gottes ewige Gerechtigkeit und an eine Wieder- auferstehung Ungarns. Amen!“



# Alfred Buchwald

Von Bernhard Stephan

Wer in der Folge seiner mütterlichen Ahnen, Generation um Generation, auf Bauerngeschlechter in Schlesien zurückblickt, wem väterlicherseits in der Reihe der gleichfalls schlesischen Vorfahren zu den Bauern Soldaten im Wechsel sich einfügten, wer dann einen Vater hatte, der, sicher nicht ohne Kämpfe, einem naturgegebenen Gang nachgab und Zeichenlehrer wurde (der Vater Hugo Buchwald, der 1854—1856 Meisterschüler der Berliner Kunstakademie war, hat über 30 Jahre dann am Gymnasium zum Heiligen Geist in Breslau gewirkt), dem sind wohl Eigenschaften mitgegeben, die sein menschliches Bild im Umriß sehr bestimmt hinstellen werden. Aber zugleich werden sie etwas Unerwartetes, den Drang eines persönlich prägenden Ausgleiches bedingen. Das braucht keine Kompliziertheit oder Unsicherheit mit sich zu bringen. *Natur und Ordnung* werden um so weniger in Streit liegen, je bewußter sie in dieser Persönlichkeit zu einer Einheit streben, je mehr ein starkes Gefühlsleben mit der Klarheit der Gedanken sich verbindet, die Verbindung beider zu einer schöpferischen sich zu gestalten vermag.

Mir ist am aufschlußreichsten über Alfred Buchwald, den Künstler, sein Verhältnis zu Albrecht Dürer. Welches leidenschaftliche Verständnis der großen Kunst dieses deutschen Meisters der linearen und farbigen Konstruktion, des bewußten Gestaltungserlebens ist ihm eigen: Konstruktion, *S e d a n k e n b a u* *a u s d e m G e f ü h l* heraus. Die unbedingte Sicherheit, Überlegung, das Baumeisterliche ist damit gemeint, das, was aus dem gegebenen Gut gemacht, geformt wurde, so daß es in der Ordnung die neue Natur darstellte.

Unter den deutschen Plastikern ist es Veit Stofz und Tilmann Riemenschneider, die Alfred Buchwald mit allen Sinnen liebt — auch das führt in die Mitte seines Wesens und straft den Lügen, der seine konstruktive Begabung als Tatsache des Verstandes werten möchte.

Hier offenbart sich auch der Schlesier, der Alfred Buchwald ist, in seiner persönlich künstlerischen Sonderheit\*). Einfach und in unbeirrter, nicht verschönheitlichender Aufrichtigkeit ist das Erlebnis gegeben. Mit stiller, fast emsiger Liebe zu den Dingen, zu den Blumen, zu den Tieren, in Offenheit und Gutwilligkeit zu den Menschen arbeitet der Künstler. Dies zu zeigen sind die drei Beispiele des „Ausblicks“ (Gemälde 1927), der „Eidechse“ (1930), des „Bildnisses“ (1931) gewählt. Die beiden letzten sind Schwarz-weiß-Kreidezeichnungen von fast farbiger, lebendig gespannter Wirkung.

Die Komposition ist zwingend, nicht ausgeklügelt. Die Bilder haben eine überzeugende Eindringlichkeit, Naturnähe: keinen Pessimismus des Genau-Hinsehens, wohl aber die Gabe des Wissens. In ihnen ist etwas, was Alfred Buchwald von sich selbst als *B i l d m e i n e s W e s e n s* sagt.

\*) 1894 ist er in Breslau geboren; seiner Heimat hat er unverbrüchlich die Treue gehalten.

„Wenn das erste Halbjahr um ist, die Felder zu reifen beginnen, die großen Ferien zur Fahrt aus der Stadt heraus Anlaß geben, bin ich geboren.

Meine Grundstimmung ist darum von der warmen Sommer Sonne und den langen herrlichen Ferien beeinflusst.

Ich bin stets Optimist, voll tiefen inneren Glaubens und lieber fröhlicheren Wesens, als verärgertes und kleinlich hassender Grundstimmung.“

Im Bilde „Ausblick“ ist viel Zartheit nicht nur in den Blumen, auch in der Feinlinigkeit der Antennendrähte, eine Luftstimmung, die das Atmen leicht macht, Luft, in der die Blumen auch leben, Traum über die Häuser in die Sonnenkühle; schnittige Rahmen der offenen Fenster, scharfer Schatten, karg gebaute Formen — und doch Zartheit. Kein Wunder, daß dies Bild, das der Stadt Breslau gehört und das bei den Bildern ist, die in den Schulen wandern, gern gesehen wird, wo es hinkommt, und nicht nur die Phantasie anregt, sondern ganz lebensverbunden, „wirklich“ da ist, das Herz klopfen läßt. Es ist eine t ä t i g e, keine nur ästhetische Beziehung, die sich jedem Betrachter mitteilt.

So gehört es auch zum Wesen dieses Künstlers, wenn er sich vor allem der Gebrauchsgraphik zuwandte, wenn er, jung, als Volontär beim Dekorationsmaler das Handwerk erlernte, um in die Lage zu kommen, selbständig zu arbeiten und auf eigenen Füßen zu stehen, wenn er mit 20 Jahren die Gesellenprüfung mit „ausgezeichnet“ bestand, nach dem Kriege, an dem er als Kriegsfreiwilliger teilnahm, die Akademie nochmals besuchte, der er vorher schon kurze Zeit angehört hatte. Das Leben braucht Kenntnisse, um seinen Erfordernissen zu genügen. Es gilt, seine Arbeit an der rechten Stelle anzufangen, um sie allgemeinen großen Zielen nutzbar zu machen.

Neben vielen größeren und kleineren Arbeiten, wie sie dem Gebrauchsgraphiker sich boten und von denen auch nicht eine des künstlerischen Einsatzes für unwert erachtet wurde, ob es sich nun um kaufmännische Werbung handelte als Entwürfe für Briefköpfe, Packungen, Inserate, Illustrationen — auch als Karikaturen — oder um andere Aufgaben, entstanden jene, zum Teil großartig einfachen Plakate in der Kampfzeit und in dem folgenden Neubeginn, wobei sich Alfred Buchwald vornehmlich der Anwendung einer wirksamen und klar aufgeteilten Schrift bediente. Übersicht und Gliederung, Lesbarkeit, wenige Farben gaben den Ausschlag.

In der Anpassung an den Inhalt der Anündigung bewies Alfred Buchwald oft eine schlagfertige Beweglichkeit, ohne die seiner Persönlichkeit eigene Verbindlichkeit zu verlieren, die er allerdings unter voller Wahrung der ihm gleichfalls eigenen Entschiedenheit auch sonst beobachtet und anderen mit nachahmenswerter Dringlichkeit ans Herz legt. Das macht viele Plakate, wie z. B. die der Einladungen zu den Sommer- und Winterfesten der TS, zur Braunen Messe in Slogau u. a. ganz besonders anziehend. Gern tritt das Blau zu dem häufiger auftretenden Rot und Schwarz hinzu, wobei etwa eine weiß ausgesparte Schrift die Lebhaftigkeit steigert. Oder eine Zwischentönung gibt zurückhaltenden Klang, wo der Grundgedanke es nahelegt.

Auch in den Plakaten Alfred Buchwalds fehlt die bei den Bildern bemerkte Zartheit nicht, hier vielleicht besser als Sorgsamkeit und psychologisches Verständnis bezeichnet.

Natur und Ordnung — diese lebensvollen Begriffe bilden nicht nur den Nenner für das künstlerische Schaffen Alfred Buchwalds, sie sind auch der Schlüssel für seine der schlesischen Künstlerchaft geltenden organisatorischen Bemühungen, denen der Künstler im bewußten Verzicht auch das Opfer eigener künstlerischer Arbeit zu bringen bereit war und ist. In ihm lebt die Erkenntnis, daß zur organisatorischen Förderung des berufständischen künstlerischen Lebens in Schlesien ganze Kraft gehört, um die zeitgesetzten Aufgaben lösen zu können!

Als Organisator der Landesleitung Schlesien der Reichskammer der bildenden Künste hat Alfred Buchwald nun schon seit zwei Jahren, der Schwierigkeiten nicht achtend, erfolgreiche Arbeit geleistet. Daß es sich dabei um Neuschöpfung handelt, nicht nur um das Durchführen von Verordnungen, sondern um die Verwirklichung selbst zu verantwortender neuer Organisationsgedanken entspricht durchaus seinem Willen und seiner Veranlagung.

Seit Alfred Buchwald im Wirtschaftsbund bildender Künstler Schlesiens, dann im Reichsverband bildender Künstler Deutschlands, Gau Schlesien, darin — mit Unterbrechungen — seit 1927 als zweiter Vorsitzender gemeinsam mit Professor Arnold Busch mitarbeitete und die Jurysfreien Ausstellungen im Kampf gegen die damalige Kunstakademie veranstaltete, ist er durch eine Schule der Erfahrung als Organisator gegangen, die ihn die materiellen Schäden und die geistige Not seiner Künstlerkollegen offen sehen und die Wege der Abhilfe suchen ließ. Für das Ausstellungswesen bestätigte sich ihm der Gedanke der Notwendigkeit von Kollektivausstellung junger Künstler unter gegenseitiger kameradschaftlicher Beratung als wichtiger Faktor einer Verantwortungserziehung der Künstler selbst, wie er in Schlesien im Jahre 1929 durch die Ausstellung des damaligen Reichsverbandes bildender Künstler mit den angeschlossenen schlesischen Gruppen in die Tat umgesetzt wurde.

Umfassend konnte Alfred Buchwald all diese Bemühungen neu aufgreifen als Landesleiter Schlesien der Reichskammer der bildenden Künste und seinem Ziel des Heranholens der lebendigsten Kräfte, ihres Einsetzens an der rechten Stelle tatkräftig nachgeben.

Zwei Aufgaben beschäftigen Alfred Buchwald als Landesleiter der Reichskammer der bildenden Künste im Augenblick vordringlich: die Durchführung der Kunstausstellungen in den Betrieben, wobei der Künstler in seinen Ansprachen an die Arbeitskameraden den rechten Ton fand, um die Bedeutung und den Zweck dieser Ausstellungen auch dem einfachsten Manne, Kamerad zum Kameraden, klarzulegen: wie wir voneinander lernen und uns helfen können. So bahnt sich eine Überbrückung an, die für die Zukunft ganz neue Möglichkeiten einer inneren Festigung der Volksgemeinschaft auch auf kulturellem Gebiete gewährleistet. Dann aber helfen die von ihm geschaffenen

Arbeitsringe, nämlich die selbstgewählte Verpflichtung der schlesischen Künstler, ihre Arbeit auf allen Gebieten bevorzugt auf bestimmte Aufgaben einzustellen, das Problem einer stilmäßigen Bildung durch die innere weltanschauliche Ausrichtung der so dringend erhofften Lösung entgegenzuführen. Den Ansaß und Auftakt hierzu ergab die Breslauer Ausstellung „Der schlesische Mensch und die schlesische Landschaft“ im November vorigen Jahres, die inzwischen als Wanderausstellung ihre Anregung weiterträgt.

Den wirtschaftlichen Erfordernissen der Künstler werden all diese Bemühungen unzweifelhaft voranhelfen. Deren weittragende Berücksichtigung bildet eine gewissenhaft erfüllte Sorgspflicht des Landesleiters der Reichskammer der bildenden Künste in Schlesien, der immer wieder der Überzeugung Ausdruck gibt, daß ein wirkliches Eintreten des einen für den anderen, uneigennützig Liebe zum Werke und Verständnis für die Kameraden, charakterliche Haltung und aufrichtige Gesinnung zu den hohen Zielen unseres deutschen Aufbaues auch in der Kunst hinführen.





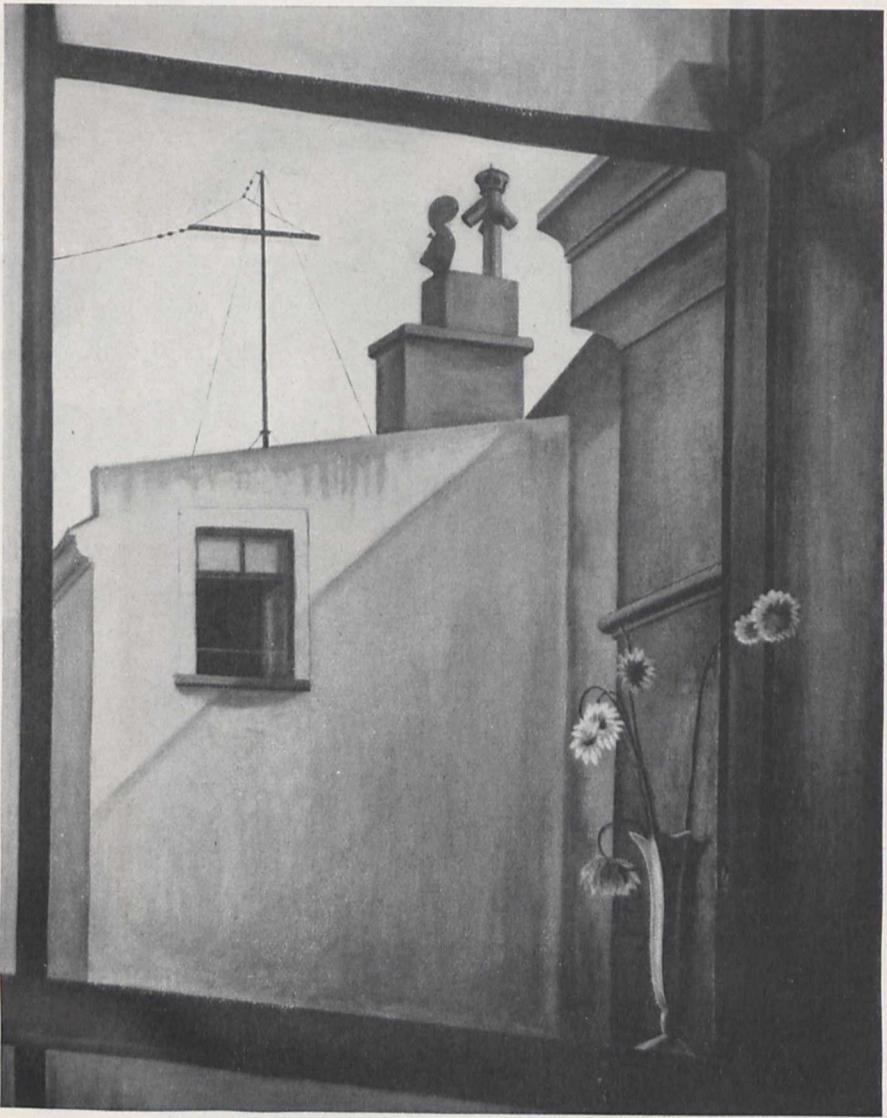
Alfred Buchwald: Bildnis

Kreidezeichnung 1931



Alfred Buchwald: Eidechse

Kreidezeichnung 1930



Alfred Buchwald: Ausblick

Gemälde 1927

# Die Kunde

Blättern des drückenden Unwohlseins

Dr. Buchwald

*Auf eigener Scholle  
im eigenen Heim*



*Dr. Buchwald*

Durch die  
**ÖFFENTLICHE BAUSPARKASSE**  
*für Nieder-Schlesien*  
BRESLAU 1 · ZWINGERSTR. 6/8

Alfred Buchwald  
Gebrauchsgraphik:  
Umschlag

Inserat







**Труднига  
Силнига Силнига**

Im Reichstag der Deutschen Reichs- und Volkskammer E.V. durchgeführt von der Reichlichen Organisationsstelle für nationale Jugendbildung Frankfurt




**Braune  
Messe  
Deutsche  
Woche**

*Объединенно-  
Объединенно  
Дружественно. 101 Олонецки.*

**1.-9. Авг. 1934 оуѣ дну Олонецки  
дну Обединенно в Олонецки**

*mit  
Волонтерами  
д. Обединенно  
Олонецки  
и др. др.  
Обединенно-  
друж.*



Институт для Обединенно Обединенно Обединенно и др. Обединенно Обединенно

Alfred Buchwald  
Gebrauchsgraphik:  
Plakate

# Das Wasserschöpfwerk der Schloßgärtnerei Bad Warmbrunn

Ein 100 jähriges technisches Baudenkmal

Von Dipl.-Ing. Otto Krauss

Für jeden wirkenden Menschen ist es wichtig, daß er seine Arbeiten von Zeit zu Zeit auch mit denen vergleicht, die unsere Väter und Vorfahren geschaffen haben. Oft kann er daraus wertvolle Anregungen entnehmen für die Bewältigung und Gestaltung von Aufgaben unserer modernen Zeit, vor allem aber wird er lernen, Achtung zu empfinden vor dem, was der Zeit und dem Geiste entsprechend damals entstand.

Man braucht dabei nicht immer gleich in das Mittelalter oder Altertum zurückzugreifen, sondern auch kleinere Beispiele aus der Zeit des Anfangs des 19. Jahrhunderts, wie das Wasserschöpfwerk der Schloßgärtnerei in Bad Warmbrunn im Riesengebirge, können baulich und technisch beachtenswert sein.

An Stelle des im Jahre 1777 abgebrannten Schlosses von Warmbrunn wurde zwanzig Jahre später ein neues und größeres erbaut. Dieser Neubau veranlaßte im Laufe der nächsten Jahrzehnte auch eine Erweiterung der gärtnerischen und Parkanlagen. Daher wurde nun nach den Befreiungskriegen die Anlage eines neuen Gemüsegartens mit einem Orangeriegebäude geplant und zum größeren Teile auch ausgeführt, die mit ihren wesentlichen Gebäudeteilen heute noch besteht und deren nördliche Begrenzung der Mühlgraben bildet. Hier stand bereits ein hölzernes „Wasserhaus“, doch zur Bewässerung der umfangreichen Neuanlagen genügte das Wasserschöpfwerk nicht mehr und mußte durch ein größeres ersetzt werden.

Graf Leopold Gotthard Schaffgotsch, der damalige Besitzer des Schlosses, beauftragte daher den Ziergärtner Walter aus Buchwald und den gräflich Schaffgotschschen „Baukondukteur“ Carl Anton Mallick mit der Lösung dieser Aufgaben.

Mallick war für seine Zeit schon ein im heutigen Sinne durchaus guter sachlicher Architekt. Wie allen seinen Entwürfen und ausgeführten Bauten, so gab er auch diesem neuen Wasserschöpfwerk einen betont einfachen architektonischen Ausdruck, der jedoch nicht irgendwie eintönig, sondern freundlich und lebendig wirkt.

Mit zwei schön geschwungenen Bogen wird der Mühlgraben überspannt. Darüber erhebt sich mit zwei waagerechten Unterteilungen der wichtige turmartige Bau. Ein gut abgewogenes Hauptgesims und ein Zeltdach bilden den Abschluß. Auch die Aufteilung der Ansichtsfächen durch die Fenster und Eisenen zeugt davon, daß Mallick, der nie theoretischen Unterricht in der „Baukunst“ erhalten hat, ein sehr gesundes natürliches Empfinden für den harmonischen Ausgleich von Fenster- und Wandflächen gehabt hat.

Zwar entspricht es nicht ganz unserer heutigen Anschauung von Sachlichkeit, daß der untere große Raum, in dem das Schöpfrad hängt, von außen gesehen, scheinbar zwei Stockwerke enthält, doch wollte sich der Baumeister wohl mit dieser Aufteilung an den Maßstab der umliegenden Gebäude halten.

So wie das Bauwerk äußerlich von baugestaltendem Können zeugt, so ist auch innen das eigentliche Wasserschöpfwerk eine durchaus beachtliche technische Leistung der damaligen Zeit. Das unterschlächtige Wasserrad, das auch heute noch wie vor hundert Jahren unentwegt seinen Dienst tut, ist aus Schmiede- und Gußeisen hergestellt, für ein Rad von 7,63 m Durchmesser eine für den Anfang des 19. Jahrhunderts recht neuzeitliche Konstruktion. Nur die Schaufeln, an denen die Wassererschöpfkästen hängen, bestehen aus Holz. Ebenfalls waren die Achse und Aufhängevorrichtung zuerst aus Holzbalken hergestellt, doch hat man diese vor ungefähr 30 Jahren durch eiserne Teile ersetzt. Die Leistung dieses Werkes ist im Verhältnis zu dem schmalen und flachen Mühlgraben, der auch nur ein mäßiges Gefälle hat, recht hoch. Bei normalem Wasserstand werden ungefähr 3 cbm je Stunde in den rund 6 m über dem Wasserspiegel liegenden Sammelbottich geschöpft. Von hier aus wird das Wasser durch Röhren, die früher aus Holz hergestellt waren, jetzt aus Guß- und Schmiedeeisen bestehen, weitergeleitet und speist die umfangreichen Anlagen der Schlossgärtnerei, außerdem geht ein Teil in das Schloß, in das Kloster und in die Bäderanlagen zu Spülzwecken hinüber.

Soweit es sich aus dem Archiv feststellen läßt, wurde vermutlich im Jahre 1818 der Bau fertiggestellt. Er ist, bis auf die Dachhaut, noch so erhalten, wie er damals errichtet wurde.

Der untere, ungefähr 93 cm starke Teil der Mauern besteht aus Bruchsteinen, meist Granit und Quarzporphyr, der obere, ungefähr 60 cm starke aus Ziegeln der verschiedensten Abmessungen, vorwiegend aus Steinen 8/14/40. Außen sind die Mauern durchschnittlich 3 cm stark gepuht, innen roh gelassen, nur im unteren Teil etwas gerappt. Der Dachstuhl ist als Zeltdach ausgebildet. Dieses war mit schlesischen Schindeln eingedeckt, die aber im Laufe der Jahre verfaulten, so daß diese vor einem Jahrzehnt durch Biberichwanzziegel ersetzt wurden. Als Dachrinne hat man auch hier, wie recht häufig im Riesengebirge, einen ausgehöhlten Baumstamm und auch nur an der Eingangsseite vorgehängt. Die Haustür ist aus zwei schräg übereinanderliegenden Brettlagen hergestellt und hat eine einfache Sandsteinumrahmung. Die Holzfenster sind nur noch 3. T. vorhanden und bisher nicht durch neue ersetzt worden, so daß man jetzt nur die Fensterlöcher sieht. Reste von Bankeisen und sonstige Kennzeichen zeugen davon, daß sämtliche Fensterlöcher früher Holzfenster gehabt haben. Die beigegefügtten Photographien geben den heutigen und die Zeichnungen der Ansichten den damaligen Zustand wieder.

Zusammenfassend kann man sagen, daß dieses Wasserschöpfwerk, wenn auch keine geniale Leistung, so doch ein recht gutes Beispiel dafür ist, wie man es zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch verstanden hat, einem technischen Bauwerk

auch äußerlich eine ruhige, im besten Sinne sachliche, harmonisch ausgeglichene Form zu geben.

Es ist fast gleichgültig dabei, welcher Baumeister es geschaffen hat, denn die guten hatten eben gemeinsam die innere Haltung und die Baugesinnung. Das befähigte sie, im gleichen Sinne mit einfachsten Mitteln Gutes und Bestes zu schaffen, wozu unsere heutige junge Generation nach einem halben Jahrhundert der Verirrungen und Verwirrungen mühsam, aber begeistert sich wieder durchzuringen versucht. Aber sie will das nicht erreichen durch Wiederholen der äußerlichen Formensprache früherer Zeiten, sondern dadurch, daß sie wie ihre Vorbilder alle Jahrhunderte aus der inneren Haltung und der gemeinsamen Baugesinnung heraus sich bemüht, Werke zu schaffen, die auch vor der Kritik der Nachwelt bestehen können.

---

Benutzte Literatur: Das Archiv des Grafen Schaffgotsch im Warmbrunn und Hermsdorf im Riesengebirge und das Werk „Schleisische Architekten im Dienste der Herrschaft Schaffgotsch und der Propstei Warmbrunn“ von Dr. Günther Grundmann 1930.

## Lichtenabend im Isergebirgsdorf

Von Bernhard Fischer

Einige Schulvorstandsmitglieder luden mich zum Dichten ein, als erster Robert Gringmuth, der ein Schwein geschlachtet hatte. Außer mir waren Revierjäger Ulbrich und vier Ehepaare da, nämlich Hauptlehrer Tilgner, Förster Opitz, Adolf Cheuner und Viehhändler Paul Schröter mit ihren Frauen. Bis in die dritte Morgenstunde hinein wurde gegessen und getrunken, und an fröhlicher Unterhaltung war kein Mangel; der bedächtig spitzzüngige Robert und der trocken-witzige Schröter-Paul gefielen sich in allerlei gutmütig bissigen Neckgesprächen, scheuten auch, worüber ich junger Schwarmgeist freilich im stillen entsetzt war, kleine Zweideutigkeiten nicht, und die Weiber, Mutter Tilgner allen voran, lachten gockernd und kreischend dazu, worüber ich mich noch mehr entsetzte, ja entrüstete . . . Es gab zuerst Wellfleisch mit Sauerkraut und Kartoffeln, danach Wellwürste, nach einer Stunde wurde Schweinebraten mit Krautsalat aufgetragen, nach einer weiteren kamen Fleischbrotel zum Vorschein. Gringmuth ermunterte fortwährend mit schmunzelnden Scherzworten zum Essen und packte einem, wenn man ablehnte, kurzerhand ein neues Fleischstück auf den Teller, während seine Frau, die in der Küche mit der Magd briet und kochte und abwusch, erst nach Mitternacht hereinkam und sich bescheiden und still lächelnd an eine Tischecke setzte, jedoch bald wieder verschwand. Den ganzen Abend machten unaufhörlich zwei Schnapsgläser von der Größe und Form kleiner Weingläser die Runde, das eine mit Korn für die Männer, das andere mit rotem Kirsich für die Frauen. Die zu jedem Glase gehörige Flasche ging immer mit, und wer getrunken hatte, goß gleich wieder nach, so daß der nächste das Glas stets voll erhielt. Dieses Nachgießen, so denke ich mir, geschieht nicht nur aus Dienstfertigkeit, sondern auch, weil der nächste höflicherweise nicht sehen will, wieviel man getrunken hat, oder, kann man auch sagen, damit er es nicht sehen soll. Diese Tischsitte war mir neu und erschreckte mich, aber da ich sah, daß Tilgner sie mitmachte, überwand ich schnell meine sanitären Bedenken und tat herzhast den ersten Schluck; er hat mir wie alle folgenden nichts geschadet . . . Ergötzlich war es zu beobachten, wie Opitz, der Schnapsliebhaber, auf einen regelmäßigen und nicht zu langsamen Kreislauf des Kornglases hielt, indem er etwa sagte: „P—hroßt, Herr Schröter, trinken Se ock amal! Immer amal den Schp—hrehanismus einschmierent!“ — Zum Schluß, gegen zwei Uhr, gab es die Heimpreße: Kaffee mit Streuselkuchen und Buttersemmeln. Als ich ein fünftes Stück Kuchen dankend zurückwies, nahm Gringmuth es in die Hand, tauchte, dem Fichtelbacher guten Ton gemäß, die Spitze in meinen Kaffee und legte es quer über meine Tasse.

Beim Ausbruch hieß es: „Kumma Se amool wieder!“ — „Schiin Dank, Robert!“ — „Keen Ursach! Kumpt ock gut heem!“ — „Do schloof gesund, Arnstin!“ — Den Förstern und uns Lehrern gegenüber fügte der Hausherr hinzu: „Nahma Se ock nisch ibell!“

Und mit der Laterne in der Hand ging's hinaus in die schwarze Februarnacht.

# Mur ein Tag aus einer Kette

Von Günter Krusche

Der Februarmorgen, trübe in seinem Anfange, mit dreckigem Schnee auf den Bürgersteigen, mit grauem Dunst, ist wie ein trauriges Frühgebet. Das hohe Ziegeldach des Lehrerseminars verwischt sich mit dem Nebelhimmel. Die vielen Augen der breiten Fenster blicken blind in den tristen Tag.

Drinne beginnt mit Religion die erste Stunde.

Der Herr Oberlehrer verteilt die Themen. Mit schnarrender Stimme und umherwanderndem Zeigefinger fängt er seine Opfer.

„Geben Sie eine Charakteristik des Mystizismus ... Sprechen Sie sich aus über das Buch Hiob ... Geben Sie Gedankengänge über den 90. Psalm.“

Dann beginnt er Bibelsprüche abzuhören.

Der Seminarist Fiedler legt den Kopf auf das dicke Buch. Er hat kein Frühstück im Leibe, er hat nur drei Stunden geschlafen, er hat Bibelverse und Psalmen bis zur Bewußtlosigkeit die ganze Nacht gepaukt.

Er mußte das tun, weil er Religion glatt „4“ steht.

Fiedler bekommt einen Stoß von seinem Nebenmanne.

„Mensch — schlaf bloß nicht ein ... greif mal hier ...“ Der Nebenmann hat aus seiner Westentasche einen kleinen Beutel hervorgeholt.

Fiedler fühlt mit zwei Fingern vorsichtig hinein.

„Russischer Tee“ sagt der Nebenmann.

Sie schieben die schwarzen, krummen Dinger mit der Zunge zwischen die Zähne und beginnen vorsichtig mahlend zu kauen.

Bitter ... bitter ... gallebitter ...

Der Nebel hängt sich an die Scheiben. Es wird fast zu finster, um abzuschucken. Mit monotoner Stimme referiert einer über das Buch Hiob. Der Herr Oberlehrer ist stille, seine schnarrende Stimme ist in ihn hineingesunken, seine Augen gehen über die paar jungen Menschen da vor sich.

„Einen Augenblick ...“ sagt er plötzlich und unterbricht den Vortragenden mitten im Satz.

Die Köpfe fahren hoch ob dieser Unterbrechung, nur Fiedler läßt seinen auf der Bibel liegen und tut, als ob er andächtig so dem Vortrage gefolgt sei.

„Fiedler ...“ ruft der Oberlehrer ... „was ist mit Ihnen. Sind Sie krank?“

Fiedler ist bei Nennung seines Namens sofort hochgefahren. Noch den Tee im Munde, priemt er ihn würgend hinunter, wird puterrot, weil er überrascht ist und schüttelt mit dem Kopfe.

„Müdigkeit und Rohldampf“ sagt einer laut und vernehmlich von der letzten Bank her in die Schweigsamkeit.

„Fiedler ... und Sie alle“ sagt da auf einmal der Herr Oberlehrer, und die sonst so unter der Brille funkelnden Augen verlieren alles Lehrerhafte ...

„Wo essen Sie eigentlich?“

„Heute ... heute ...“ würgt Fiedler ... „heut ess' ich gar nicht.“

„Ja, warum denn nicht?“ fragt der Oberlehrer laut und eindringlich.

Fiedler schluckt und würgt.

Dann setzt er sich ganz plötzlich, dreht den Kopf, stiert zum Fenster hinaus in den Nebel.

Aber jetzt ist die ganze Klasse in murmelnder Erregung. Da ist doch auf einmal ein Strom in die Religionsstunde gefahren, ein seltsamer Strom, wie er eigentlich noch nie da war. Die Leiden des Hiob sind ganz ohne Interesse.

„Wo wir essen!!!“ Bolle springt auf, der Kerl, der sich den Teufel was drausmacht, der kein Wort auf die Goldwaage legt. „In der Volksküche essen wir ... dreimal in der Woche ... und dreimal fasten wir ...!“

Warum sie bloß dreimal gehen, fragt's vom Ratheder.

„Weil wir kein Geld haben — weil der Dollar steigt — weil wir Bücher kaufen müssen — weil ... weil ... weil ...“

Alle schreien, alle rufen, alle platzen mit ihren Sorgen raus. Mitten hinein in diesen Tumult gelst die elektrische Glocke das Stundenzeichen.

Der Herr Oberlehrer nimmt die Bücher auf, steigt vom Ratheder. Die Seminaristen stehen auf.

„Fiedler“ sagt der Herr Oberlehrer und winkt mit dem Finger. „Fiedler, Sie können heut bei mir essen ...“ Dann geht er.

Fiedler wird rot und blaß, murmelt eine passende Höflichkeitsformel und setzt sich gleich wieder. Eine verdammte Weichheit steigt ihm in die Kehle und Augen.

Aber dann holt er mehrmals tief, tief Atem, keucht die Schwammigkeit weg, freut sich auf Klößel, Sauerkraut und Schweinebraten.

\*

Fiedler sitzt im warmen Zimmer des Oberlehrers am weißgedeckten Tische, löffelt Suppe und ißt dann Königsberger Klopse. Er nimmt viel Kartoffeln, er hat verrückten Hunger. Daß es nicht Schweinebraten gibt am Wochentage, bei dem Dollarstande, hätte er sich vorher denken können ... Auch Oberlehrer sind doch eben armselige Menschen.

Als er eine Zigarette bekommt, schnauft er beglückt vor sich hin. Er ist voll — prallevoll.

Der Duft des Tabakrauches ist wie ein Traum.

Als seine Augen auf das Sofa fallen, wird ihm die Wärme des Zimmers so sinnfällig bewußt, daß ihm im Augenblick die Augen zufallen. Er stemmt sich verzweifelt dagegen, hört die Worte des Lehrers nur noch verschleiert wie hinter Kulissen vorkommen. Er steht plötzlich auf, dankt verbindlichst und bittet, gehen zu dürfen, entschuldigt sich damit, daß er noch für den Nachmittagsunterricht Vorbereitungen habe.

In die Klasse eintretend, trifft ihn die lederne, verbrauchte Schulluft, zerhaut ihm die so prachtvolle satte Mittagsstunde, daß er mit durchgehenden Nerven schreien möchte. Aber die Pflicht ist so eingepfist, daß er zu toben vergißt, auf seinen Platz geht und resigniert die Geschichtstabelle vornimmt. Den Kopf in beide Hände gestützt, murmelt er Zahlen und Begriffe ...: Wiener Kongreß ... 1815 ... 1815 ... Metternich ... Metternich ... Da rutscht die Zahl 1815 plötzlich auf den Metternich zu, auf diesen Metternich mit der wunderbaren weißen Perücke, der's so schön hat, sich jetzt auf das Prunksofa zu legen ... Dem Seminaristen Fiedler fällt der Kopf aus den Händen raus und aus seiner leidvollen Welt führt ihn der Schlaf.

\*

Die andern sind in die Volksküche gegangen.

Dieses Armeleutlager nistet an einer Straßenecke, wo im Hinterhaus Motoren brummen und in die Vorderfenster der Abglanz der kahlen Wand eines nüchternen Magazins friderizianischer Zeit fällt.

„Scheri“ ist vornweg gelaufen. Er ist gespannt, was es geben wird. Auf der schwarzen Holztafel, die vom vielen Gebrauch schon grau und rissig wurde, ist „Graupe mit Fleisch“ vermerkt.

Scheri rennt zurück und schreit: „Rälberzähne!“

Man stößt sich zur Tür hinein. Bolle flucht leise vor sich hin: Grade wenn ich wieder mal essen kann ... Rälberzähne ... ausgerechnet! Es riecht nach billigem, gebrühtem Fett. Als die Speiseraumtür aufgestoßen wird, kommt eine wolkige, miese, warme Luft entgegen.

„Tag, die Herren Lehrer!“ ruft jemand aus dem Hintergrunde. Bolle glotzt in die Ecke, wo der Ruf hergekommen ist. Er weiß nicht, ob man ulkt oder verehrt.

„Arme Luder sind wir ...!“ schreit er zurück.

Scheri ist an den langen Tisch gegangen und requiriert Plätze. Bolle und Schnicks gehen und stellen sich an, zahlen und kriegen einen tüchtigen Schlag in die Eßnäpfe.

Die andern essen schon, fischen nach Fleischfasern. Bolle holt den Löffel aus der Büchertasche, putzt ihn an der Jacke blank.

Scheri ist bald fertig, leckt den Pöffel ab, reibt ihn sauber, steckt ihn in die Tasche und zündet sich eine „Rippe“ an.

Ein junger Kerl, der den Seminaristen gegenüber sitzt, erzählt Joten. Schnicks schiebt den Teller heftig weg, holt Zeichenkohle vor und malt grausige Fratzen auf den kahlen Tisch. Die Essenausgabefrau sieht das, kommt ran und fängt an fürchterlich zu schimpfen. „Wenn der Joten erzählt, kann ich auch Fratzen malen . . .“ mault Schnicks. Die Frau kann sich nicht beruhigen: „wir werden's der Direktion melden . . . Sie dürfen nicht mehr essen kommen . . .!“ Scheri drückt den Stummel aus und beginnt den Text von „Mahomets Gesang“ aufzusagen:

„Seht den Felsenquell,  
Freudehell,  
Wie ein Sternblick . . .“

„Haben wir das auf zu heute Nachmittag . . .?“

\*

Als sie in die Klasse kommen, finden sie den schlafenden Fiedler. Er liegt regungslos, wie er vor einer Stunde wegsackte.

Bolle gibt ihm einen Stoß. „Mensch — verschläfst ja die Gnade der Vorbereitung!“ Fiedler rüttelt sich auf, blinzelt in das kahle Klassenzimmer, läßt den Kopf wieder fallen. Mit geschlossenen Augen sammelt er sich in die Wirklichkeit zurück. Im Munde hat er den verschlafenen, widerlichen Geschmack.

Er steht auf, geht, bissel taumelnd, noch schlaftrunken aus der Klasse, nimmt den angeketteten, zerbeulten Aluminiumtrinkbecher von der Wasserleitung, läßt den Hahn sprudeln und gurgelt sich endgültig munter. Durch die Türe hört er jetzt die pathetische Stimme von Scheri Goethesche „Mahometzeilen“ memorieren.

Die erste Stunde, Geschichte, geht glänzend vorüber. Sogar über den Dollar hat man sich fünf Minuten unterhalten. Bolle findet das wesentlicher als die Mätzchen des Herrn Metternich.

Um 4 Uhr, als die zweite Stunde klingelt, dröseln schon ein bißchen Dunkelheit im Zimmer.

Der kleine, quicklebendige Deutschlehrer kommt reingeschossen. Schnicks geht an den Schalter und will Licht andrehen.

„Lassen Sie . . . lassen Sie bitte . . .“

„Bolle . . . tragen Sie bitte vor . . . „Mahomet“ . . .“

Schnicks kommt langsam vom Schalter zurück, er freut sich, daß er durch diesen Gang der Gefahr des „Drankommens“ so glücklich entronnen ist. Scheri hat sich den „Mahomet“ schwarz auf weiß in die Falten des Fenster-  
vorhanges gesteckt und paukt dem Bolle vor. Aber die Düsterteit verstümmelt seinen Plan. Der Vortragende ist bald weiter als er.

„Kerl, dieser Bolle . . . der kann den Text!“

Der Deutschlehrer hat den Kopf aufs Katheder gelegt.

Bolle spricht mit leiser Stimme, schwingendem Rhythmus und nicht gemachter Einfühlung:

„Doch ihn hält kein Schattental,  
Keine Blumen,  
Die ihm seine Knie umschlingen,  
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln . . .“

Es ist Ruhe in der Klasse. Innere Ruhe. Man hört und lauscht. Der trübe Tag versteckt sich hinter Dunkelheit, das Leid und der Kampf um den Stoff, Prüfung, Dollar, Hunger, Kälte, das Heute-Morgen, strudelt weit aus dem Bewußtsein. Bissel Feierstimmung steigt ins dunkle Klassenzimmer, und die Seele eines großen Deutschen, die Gedanken voll in Worte goß, spürt Kontakte auf, webt weiche Fäden, läßt die Menschen hier viel leichter werden.

Bolle, aufgefordert durch den Lehrer, rankt dann noch Gedanken, die man so ganz tief entwickelt hat, bringt das prächtig, und die Stunde schwimmt dahin in Seligkeit.

Ganz, ganz finster ist es jetzt geworden, finster, daß man gar nicht abgelenkt wird.

Eine kleine Pause in Bolles Vortrag nimmt der Lehrer an, wirft mit genialem Geschick einen Denkreiz in die Klasse. Er wirkt wie Öl im Feuer. Man sieht sich nicht, man hört sich nur, man kämpft um die Gedanken.

„Führer . . . Führermenschen . . .“

Die Intellektuellen tasten mit wägenden Worten um dieses Problem. Fiedler, der Geschichtler, holt sich große Männer ran zum Kampfe. Alexander den Großen — Luther — Napoleon — Bismarck — den Alten Fritz —.

„Unsere Zeit . . .?“ Die Frage war folgerichtig auch da.

Schweigen liegt wie ein Block im dunklen Raume.

Graupengeschmack aus der Volksküche, Sorge um die Zukunft stößt durch. Da ist sie wieder, diese leidvolle Zeit. Man packt sie an, indem man sie verflucht, man staunt sie an, weil sie so viel zu schaffen macht, man steht auf einmal da als Kämpfer! Man kommt sich vor wie weiland Ritter Georg: Die Lanze in die Hand und: Tod dem Drachen!

Der Lehrer lockt zurück: Prometheus . . . Goethe . . . Führer . . . Immer noch kämpfen wir um diesen Komplex.

Führer . . . Freudel schreit einer und hat impulsiv eine Brücke zwischen diesen Begriffen gespürt, gespürt . . . weil seine Seele vielleicht so hungrig war nach Freude. Gedanklich ist das nicht einwandfrei, aber . . . die Klasse bebte, es webt und arbeitet: Führer sein heißt Freude geben . . . Freude . . . Freude . . .!

Schiller: Lied an die Freude . . .

Beethoven: 9. Symphonie ... Blitzschnell kommen diese Anregungsvorschläge.  
Gedanken ... Verbindungen ... Brücken ... Wer bringt Ordnung rein ...  
Wer stellt die Fülle in Form ...?

„Musiksaal!“ schreit der Lehrer.

Sie hasten aus der Klasse und blinzeln, aus der Dunkelheit herausgerissen, ins  
grelle Licht des Ganges ... spinnen aber weiter in den angespurten Bahnen.

Die Glocke schrillt den Schluß der Stunde.

Elende Paukerei schneidet dieses Zeichen oft entzwei ... aber jetzt ... jetzt  
trampeln wir es einfach tot im Rennen zum Musiksaal.

Und nun erklingt die neunte Symphonie.

Lied an die Freude ...

„Alle Menschen werden Brüder ...“

Wir singen laut und jubelnd mit.

Sind wir ergriffen?

\*

Wir gehen aus dem Tore.

Die kalte Februarluft haucht in unsere Erregung.

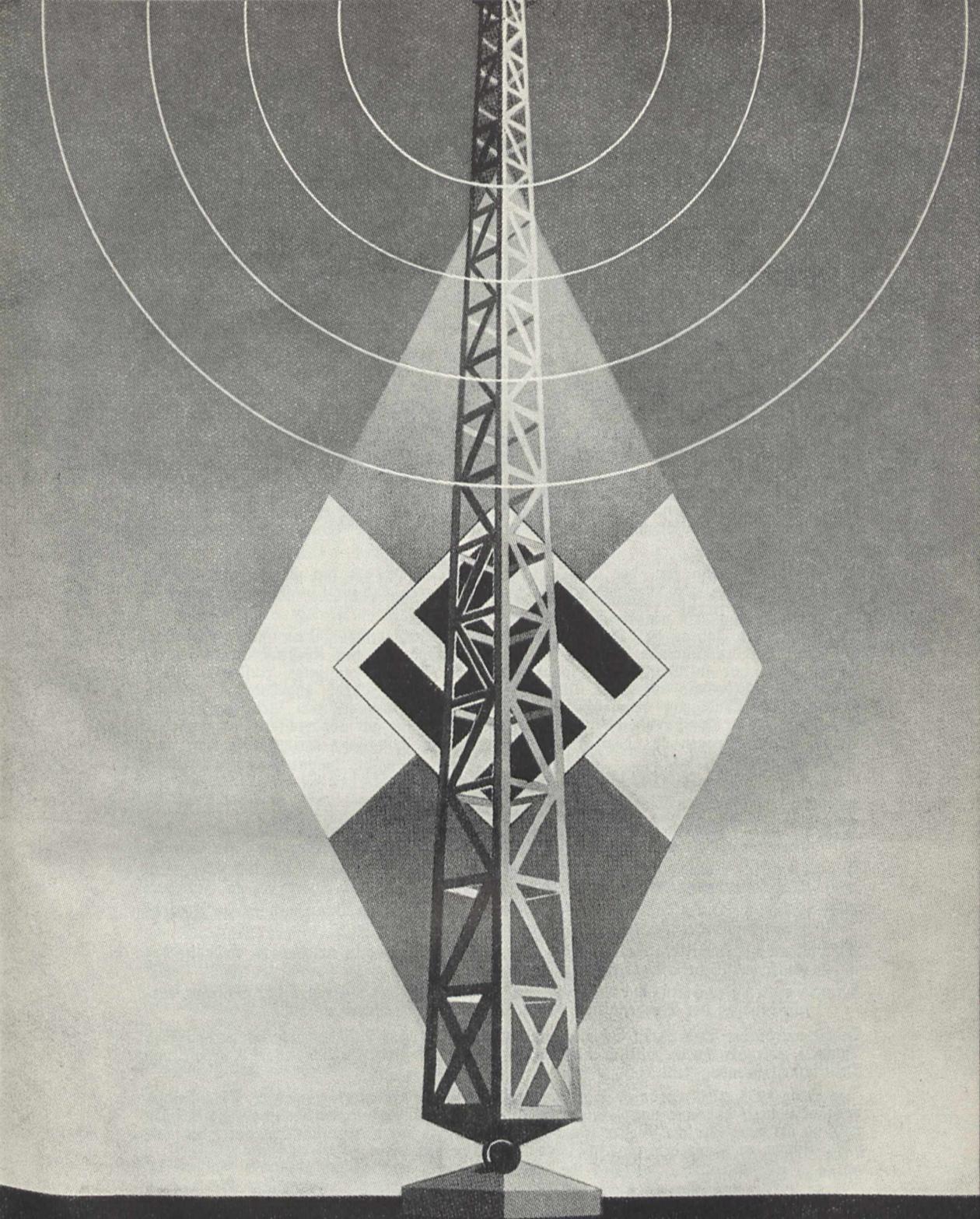
Ein Hüttenwerk an der Straße speit ein Feuerfanal aus dem Schmelzofen  
brandig rot in den Nebelhimmel.

Zwei ... viere disputieren weiter.

Die anderen gehen schweigend.

Ein Auto prasselt Schneekettenbelegt vorbei. Die Straßenlampen stehen  
traurig und kalt flackernd. Gefrorener Nebel trudelt in dürftigen Flocken im  
fahlen Schein.

☆



**Hört den  
Hitlerjugend-funk**

# Der Schlesiſche Rundfunk im Jahre 1935

Von Hans Krieger, Intendant des Reichsfenders Breslau

Reichsminister Dr. Goebbels berief in Anerkennung der besonders erfolgreichen Kulturleistung des Reichsfenders Breslau seinen Intendanten, Pg. Hans Krieger, als Mitglied in den Reichskulturrat. Diese ehrenvolle Berufung wurde auch dem schlesischen Dichter Hermann Stehr zuteil.

Wir freuen uns, daß Intendant Hans Krieger uns einmal Gelegenheit gibt, in die umfangreiche Arbeit des Heimatfenders Einblick zu tun.

Der Reichsfender Breslau hat im abgelaufenen Jahre 1935 die ihm gestellten Aufgaben als Grenzlandfender, als Träger und Ränder deutscher Kultur im südosteuropäischen Raum, unter Einfaß aller Kräfte, zu erfüllen versucht. Der Rundfunk kann ja seinem ganzen Wesen nach — und infolge der ihm fehlenden jahrhundertalten Tradition — keinen erprobten und sich immer noch bewährenden Regeln nachgehen, sondern er muß dauernd nach Neuem suchen und die ihm wesensgemäßen Gesetze im Laufe der Jahre erst herauskristallisieren. Das bedingt in seiner Arbeit einen lebhaften Wechsel der Formen, ein nicht zu vermeidendes Experimentieren mit zum Teil geglückten, zum Teil aber auch verunglückten Sendungen. Viele wollen darin einen Nachteil sehen, sehr viele aber erblicken darin — und nicht mit Unrecht — den die Farbigeit und Buntheit des Programms bestimmenden Faktor.

Wie dem aber auch sei; der Reichsfender Breslau hat immer den Ehrgeiz gehabt, als Pionier zu wirken und vorwärts zu marschieren, und nicht — sicherheitsshalber — auf der Stelle zu treten.

Zu Beginn des Jahres 1935 erregte die bedeutsame Sendereihe: „Deutschland und Polen“, bei der führende Männer der deutschen und polnischen Wissenschaft zu Worte kamen, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Polen berechtigtes Aufsehen. Diese Sendereihe wurde als wertvolle Unterstützung der vom Führer angebahnten deutsch-polnischen Verständigung angesehen. Die Vortragsreihe gehörte zum Arbeitsgebiet der Abteilung „Weltanschauung“, die sich überhaupt eine gut vorbereitete und planvolle Arbeit in den Fragen des deutschen Ostens angelegen sein ließ. Erinnert sei hier nur an die Sendereihe:

„Völkische Volkwerke in Schlesien“,

bestehend aus folgenden Einzelsendungen:

**Nimptsch**: Volkwerk des Germanentums, das sich durch die einbrechende slawische Flut hindurch erhielt und so der späteren Wiedereindeutschung leichter den Weg öffnete.

**Wahlstatt**: Rettung des abendländischen Christentums vor den einfallenden Mongolen. Wahlstatt besitzt dieselbe Bedeutung wie die Schlacht bei Cherez de la Frontera.

**Bunzelwitz**: Durch das Ausharren Friedrich II. im Lager zu Bunzelwitz wurde Preußen gerettet und das Fundament für unsere heutige Zeit gesetzt.

**Annaberg**: Inmitten Deutschlands wehrpolitischer Ohnmacht wurde der Gedanke der deutschen Wehrhaftigkeit neu geboren.

**Erneuerung völkischer Sprache in Schlesien**: Immer hat Schlesien entscheidend an der Neugestaltung der deutschen Sprache Anteil gehabt.

Damit wurde die Bedeutung Schlesiens für Deutschland, als Mittelpunkt des europäischen Raumes und als kulturpolitisch kämpfendes Ost- und Grenzland in aller Klarheit und Deutlichkeit herausgestellt.

Das Jahr 1935 wird als das „Jahr der Freiheit“ in die Geschichte eingehen. Eine Selbstverständlichkeit, daß wir uns sehr ausführlich mit dem Wehrgedanken beschäftigten und, da die neue deutsche Wehrmacht ohne SA und SS überhaupt nicht denkbar wäre, vor allen Dingen auch mit dem politischen Soldatentum.

Mit den Sendereihen:

„Alte Kämpfer der Bewegung berichten“

„Schlesiens SA-Kameraden leben in ihren Briefen und Liedern“  
(Ein Versuch, aus Briefen gefallener SA-Kameraden die Kampfzeit und ihren Geist wieder lebendig werden zu lassen.)

„Revolutionär und Staatsmann“: (An Beispielen der Geschichte wird eindringlich gezeigt, daß eine Revolution verloren ist, wenn die Spannung zwischen revolutionärem Drang und staatsgestaltender Kraft nicht ihren Ausgleich im gemeinsamen Aufbau der Nation findet.)

„Verdienste schlesischer Soldaten“

„Was uns die Trägerringe schlesischer Fahnen und Standarten erzählen: (Diese beiden letzten Sendereihen wurden in bester Zusammenarbeit mit dem damaligen schlesischen Wehrkreiskommando gestaltet.)

„Erinnerungsstätten an Schlesiens große Soldaten“: (Tautenzen, Seydlitz und so weiter)

fanden wir bei der Hörerschaft großen Anklang.

Die Fragen des Arbeitertums der Kultur und Wirtschaft und der Politik behandelten die Sendereihen:

„Politische Zeitgespräche für alle“: (Männer der politischen Praxis erörtern Fragen grundsätzlich weltanschaulicher wie auch tagespolitischer Natur vor dem Mikrophon.)

„Haben Sie schon gewußt?“ (Alle acht Tage erfolgt ein Kurzbericht aus dem Leben der Wissenschaft, der Forschung, der Entdeckung, der Wirtschaft, der Kunst, der Groß- und Kleinstadt, aus Vergangenheit und Gegenwart.)

„Alte schlesische Chroniken berichten“

„Wir gestalten deutsches Arbeitertum“: (Sämtliche zeitgemäßen Fragen des deutschen Arbeiters werden hier in engster Zusammenarbeit mit DAF und der Organisation „Kraft durch Freude“ in Hörfolgen, Vorträgen usw. behandelt.)

„Stammtisch zur Wühlmaus“: (In satyrischer Form finden hier alle mißliebigen Zeiterscheinungen ihre Abrechnung.)

Die rassen- und bevölkerungspolitischen Ziele wurden außer in Einzeltvorträgen und in den feststehenden Zeiten der Sendungen „Für die Mutter“ und „Für die Frau“ ebenfalls in besonderen Vortragsreihen propagiert.

Der Hitlerjugendfunk ist längst über das „Nur-Singen“ hinausgewachsen und gestaltet kulturnotwendige Aufgaben wie die „Deutsche Morgenfeier“. In seinem Kinderfunk wurde rücksichtslos der Kampf gegen die unnatürlichen Onkel-, Tanten- und Kasperlesendungen eröffnet. Im Gegensatz dazu sucht der Kinderfunk des Reichssenders Breslau die Kinder in den einzelnen schlesischen Landschaften auf und es entwickelt sich zwanglos die Hörfolge, das Hörspiel aus altem Brauchtum, aus Märchen und Sage oder auch aus dem Alltag heraus, wie dieser von dem Kinde gesehen wird.

Als eine der bedeutsamsten Reihen des Schulfunks ist anzusehen „Schlesische Schulen singen und spielen“. Fast alle vierzehn Tage bzw. drei Wochen singt und musiziert eine Schule vor der Elternschaft. Diese öffentlichen Veranstaltungen werden vom Schulfunk des Reichssenders Breslau vorbereitet. Allmählich sollen alle Schulen in Schlesien in ihrer Heimatstadt einmal vor dem Mikrophon gesungen haben. Durch diese Reihe entstand ein schönes Wettstreben um die beste Leistung innerhalb der schlesischen Schulen. Die Erziehung der deutschen Jugend zur Musik wird hier vom Reichssender Breslau tatkräftig betrieben.

Besondere Beachtung in der europäischen Hörerschaft finden die „Funkexpeditionen“. Sie brachten den Hörern fremde Länder der ganzen Welt mit ihren Völkern, Sitten und Gebräuchen verständnisvoll nahe.

Musik und Dichtung bestritten den weitaus größten Teil des Programms. Zwei Kunstdisziplinen, die von der Abteilung „Kunst“ betreut werden. Mit der Aufforderung: „Hören Sie bitte einmal zu!“ unternahmen wir die nicht leichte Aufgabe, an den einfachen und künstlerisch nicht geschulten Hörer wertvolle Musik heranzutragen. Mehr oder weniger bekannte musikalische Werke gelangten zur Sendung und wurden durch einleitende und verbindende Worte, die bald novellistischen, bald biographischen oder anekdotischen Charakter trugen, erläutert und gedeutet.

Die Gestaltung der musikalischen Sendungen des Reichssenders Breslau zeigte deutlich das Bestreben, die Werke der großen deutschen Komponisten den Hörern in einer Form darzubieten, die sie fesseln und zum Zuhören veranlassen sollte. Wir gingen dabei von

der Voraussetzung, daß wir uns an Hunderttausende von Volksgenossen wandten, die noch nie oder sehr selten einen Mozart oder Beethoven gehört hatten und glaubten, diese Musik sei zu „schwer“ für sie. Es wurden daher Konzerte, die schwere Musik enthielten, so eingeführt, daß der Hörer den Komponisten als Menschen kennenlernte und erfuhr, unter welchen Umständen das Werk entstanden ist, das gespielt wurde. Wichtigste Aufgabe war, auf diese Weise den Volksgenossen die großen Schätze der deutschen klassischen Musik zu vermitteln. Die Werke der großen Klassiker wie Bach, Beethoven, Brahms und Bruckner wurden so den Hörern vermittelt.

Werke modernere Komponisten wurden zur Diskussion gestellt. So brachten wir Werke von Rudi Stephan, Herbert Marx, Gerhard Maaf, Siegfried Walter Müller, E. M. v. Rejniczek, Wilhelm Jerger u. a. m. zur Aufführung.

Dem Schaffen des isländischen Komponisten Jon Leifs war eine besondere Sendung gewidmet, die Jon Leifs selbst dirigierte. Fritz Reuters Oratorium „Das Spiel vom deutschen Bettelmann“ erzielte bei seiner Ursendung im Oktober 1935 einen starken Nachhall.

In der Sendereihe „Junges deutsches Schaffen“ wurden junge Talente wie Günter Bialas, Heinrich Reuß, Walter Jentsch u. a. herausgestellt. Schlesische Komponisten wurden häufig zur Mitarbeit herangezogen. So erlebte Hermann Buchals Kantate „Der Wanderer“, nach Texten von Carl Hauptmann, seine Uraufführung, die solchen Erfolg hatte, daß sie im November 1935 wiederholt werden konnte. Von Hanns Klaus Vanger, dem Komponisten der Musik zu dem Chingspiel „Neurode“ wurde dessen Oratorium „Der Einsame“, nach Texten von Friedrich Nietzsche, zur Uraufführung gebracht.

Schlesische Komponisten wie Ernst August Boelkel, Gerhard Streck, Karl Szuka, Johannes Rietz, Fritz Roschinsky u. a. haben häufig unter Verwendung schlesischer Volksmusik für den Reichssender Breslau ausgezeichnete Musik geschrieben.

Aus dem Stadttheater in Breslau übertrugen wir:

„Angelina“, von Rossini  
„Die Hochzeit des Figaro“, von W. A. Mozart  
„Camerlan“, von Georg Friedrich Händel.

Aus der Scala in Mailand:

„Aida“, von Verdi.

Als Reichssendungen:

„Ariadne auf Naxos“, von Richard Strauß  
„Alcina“, von Georg Friedrich Händel.

Als besondere musikalische Feinkost für die Freunde guter Opern übertrugen wir ferner den gesamten

„Ring des Nibelungen“, von Richard Wagner,  
mit zum Teil Bayreuther Besetzung, vom Reichssender Leipzig.

Im Junkhaus Breslau-Krietern brachten wir unter Leitung von Ernst Prade, den

„Freischütz“, von Carl Maria von Weber,  
aus Berlin:

„Alessandro Stradella“, von Flotow, und  
„Bruder Lustig“, von Siegfried Wagner  
zur Sendung.

Neben diesen Opern fehlten nicht die guten Operetten, wie

„Der Zigeunerbaron“, von Johann Strauß  
„Die Geisha“, von S. Jones, und  
„Die Wunderpuppe“, von Edmund Audran.

Die freistehende Künstlerchaft Schlesiens wurde ausgiebig zur Mitarbeit herangezogen. Darüber hinaus wurden von Zeit zu Zeit große deutsche Künstler engagiert, um den Hörern Gelegenheit zu geben, Standardwerke deutscher Musik in höchster Vollendung zu hören. Daneben ließen wir uns die Pflege der deutschen Kammermusik in weitgehendem Maße angelegen sein.

Volkslied und Volkstanz als Ausdruck echten Volkstums galt es zu pflegen. Wir gingen dabei einen lebendigen Weg. Wir sendeten aus dem Volke heraus. Der

Reichsfender Breslau veranstaltete öffentliche Volkslied-Sing-  
abende, sowie Volkstanzabende, die im Sommer sowohl in Breslau, wie in  
der Provinz im Freien stattfanden.

Die gleiche Liebe und Sorgfalt galt und gilt der ständigen Sendereihe „Das deutsche  
Lied“, in der Kunst- sowie Volkslieder in bunter Folge miteinander abwechselten.

Was die Dichtung betrifft, so kam es in der Hauptsache darauf an, die wirklich  
volksverbundene, wurzelechte und nicht nur nach ästhetischen Gesichtspunkten  
zu beurteilende zeitgenössische deutsche Dichtung zu pflegen und herauszustellen.  
Einen wichtigen Bestandteil innerhalb dieses Aufgabenkreises bildeten und bilden die  
Autorenstunden, in denen bedeutenden Dichtern unserer Tage Gelegenheit gegeben wird,  
ihre Werke durch eigenen Vortrag den Hörern nahezubringen. Innerhalb dieser Reihe sind  
fast alle namhaften zeitgenössischen Dichter im Reichsfender Breslau zu Worte  
gekommen. Ferner wurden in zahllosen Sendungen Dichtungen epischen und lyrischen  
Charakters zum Vortrag gebracht, wobei die ältere wie die zeitgenössische Literatur Berücksichtigung fand; die ständige Sendereihe „Gedichte der Zeit“ verdient hierbei besonders  
erwähnt zu werden.

Die Pflege des dichterischen Hörspiels gehörte und gehört zu den wichtigsten  
Aufgaben der Abteilung „Kunst“; sie ist sich hierbei der großen Verpflichtung bewußt,  
die sie übernommen hat, da sich ja gerade der Reichsfender Breslau mit Recht  
den Ruf einer besonders wertvollen Hörspieltradition erworben hat. Selbstverständlich fand auch das klassische und historische Bühnensstück — in ent-  
sprechender Funkbearbeitung — Aufnahme in das Programm; an besonders wichtigen  
Sendungen dieser Art seien genannt:

„Lob der Arbeit“ (Nach Angely's „Fest der Handwerker“)

„Der Diamant“ (Hebbel)

„Rädchen von Heilbronn“ (Kleist).

Das neue dichterische Hörspiel fand im Reichsfender Breslau ganz besondere  
Beachtung und Pflege. Aber die üblichen Einsendungen hinaus ist es dem Reichsfender  
Breslau gelungen, zahlreiche namhafte zeitgenössische Schriftsteller für die Hörspielarbeit  
als besondere Kunstgattung zu interessieren und mit Hörspielaufträgen zu bedenken.

Anfang Mai starteten wir das große Preis Ausschreiben: „Wer schreibt das beste  
Hörspiel?“, welches unter reichsdeutschen und auslandsdeutschen Dichtern und Schrift-  
stellern ausgeschrieben wurde und ein unerhörtes Echo fand. 1500 forderten die näheren  
Bedingungen an. 450 Manuskripte gingen ein. Anfang Februar 1936 ist mit der Bekannt-  
gabe der Sieger zu rechnen. Eines steht aber schon heute fest: Viele Schriftsteller und  
Dichter haben wir auf das Arbeitsgebiet „Rundfunk“ aufmerksam gemacht und dafür  
interessiert.

Aus der großen Fülle der zur Ursendung gelangten Hörspiele seien wenigstens einige genannt:

„Das Wiesenlied“, von Friedrich Schnack

„Tobias Wunderlich“, von Hermann Heinz Ortner

„Der Weg zum König“, von Harald von Roenigswald

„Spitzbuben der Tugend“, von Waldemar Glaser

„Helden der Arbeit“, von Ernst Johannsen

„Sturm überm Acker“, von Bruno Hans Wittke

„Der Knecht Jernej“, von Willi Schäferdick.

Ihre selbstverständliche besondere Aufgabe sieht die Abteilung „Kunst“ in der Pflege und  
Förderung des heimischen Schrifttums sowie in der immer erneuten Betonung  
der landschaftlichen Eigenarten Schlesiens. So sind schlesische Dichter  
und Schriftsteller in reicher Fülle bei uns zu Worte gekommen; so haben Schlesiens Land  
und Leute in zahllosen Sendungen künstlerische Gestalt gewonnen. Von diesen heimat-  
gebundenen Sendungen, die von den Zeiten eines Opitz und Gryphius bis in unsere Tage  
das schlesische Geistesgut herausstellten, seien genannt:

„Die Freier“, von Eichendorff

„Die geliebte Dornrose“, von Gryphius

„Das Leben des Joh. Chr. Günther“, von Wilh. Krämer

„Rübezahl“, von Hans Chr. Raergel

„Hockewanzel“, von Hans Chr. Raergel

„Volk am Meer“, von Friedrich Wischmann

„Soll und Haben“, von Gustav Freytag

„Schaffendes Grenzland“, von Leonhard Hora

„Im Chaos der Rohle“, von Hans Niekrawitz.

Zahllose dieser Hörspiele gelangten innerhalb der laufenden Sendereihe: „Arbeiter hör zu!“ und „Bauer hör zu!“ zur Sendung.

Außer diesen eigentlichen Hörspielen hat die Abteilung „Kunst“ zahllose Hör- und Wortfolgen zur Sendung gebracht, die immer erneut Gelegenheit boten, wertvolles dichterisches Gut dem Hörer in einer lebendigen Form — meistens in Verbindung mit Musik — zu vermitteln.

Ein ganz besonderes Augenmerk hat der Reichssender Breslau auf die auslandsdeutsche Arbeit gerichtet. Die wöchentliche Sendereihe „Deutsche im Ausland, hört zu!“ hat es sich zur Aufgabe gestellt, den auslandsdeutschen Hörern wertvolles reichsdeutsches Kulturgut zu vermitteln sowie gleichzeitig auslandsdeutschen Künstlern Gelegenheit zu geben, sich mit ihren Werken und Darbietungen vor unserem Mikrophon an breiteste Hörerkreise zu wenden. So kamen in dieser Sendereihe zahllose auslandsdeutsche Dichter zu Worte; auslandsdeutsches Brauchtum sowie Musik wurde dargeboten und gleichzeitig den auslandsdeutschen Hörern in den verschiedensten Sendungen ein Bild des heutigen Deutschland vermittelt.

In der laufenden neuen Sendereihe „Lebendige Literaturgeschichte“ versuchte die Abteilung „Kunst“, die gesamte Geschichte der deutschen Dichtung gerade dem einfachen und unvoreingenommenen Hörer nahezubringen. Die Reihe wird fortgesetzt und bringt in hörfolgartiger aufgelockerter Form jeweils einen bedeutenden Abschnitt der deutschen Literaturgeschichte zu Gehör.

Der Absicht, den Rundfunk ins Volk hineinzutragen und so die Hörerschaft zu aktiver Arbeit am Sendeprogramm heranzuziehen, dienen auch zwei Sendungen, die mit dem Arbeitsdienst gemacht worden sind: „Schaffendes Grenzland“, ein chorisches Spiel von Leonhard Hora, und „Feierabend beim Reichsarbeitsdienst“, eine Sendung der Arbeitsgruppe 106 des Arbeitsgaues 10, Piegnitz.

Während bei der ersten Sendung noch Hörspieler des Reichssenders Breslau mitwirkten, wurde die zweite Sendung nur von Arbeitsmännern bestritten. Die Zusammenarbeit mit dem Reichsarbeitsdienst war außerordentlich fördernd und fruchtbringend.

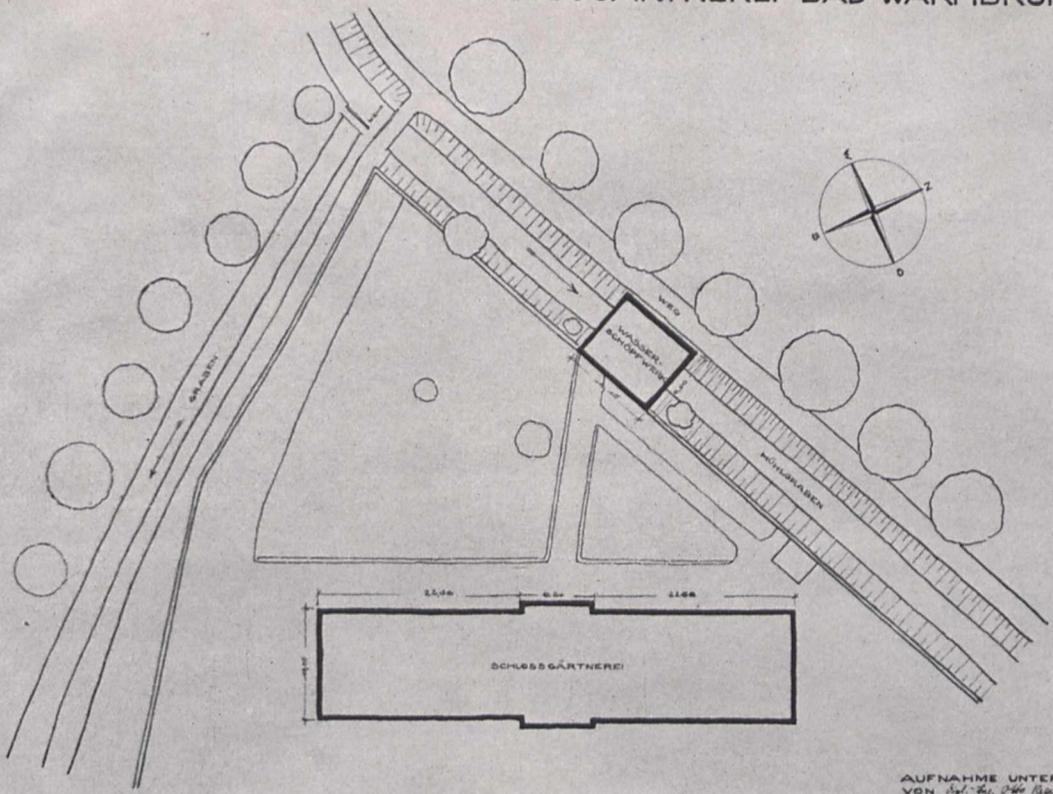
Das mit einem Kostenaufwand von rund 100 000 RM. errichtete Hörspielstudio konnte seiner Bestimmung übergeben werden. Damit verfügt der Reichssender Breslau über eine feinnervige technisch-akustische Anlage, wie wir sie bei anderen Reichssendern nicht finden. Das große Rundfunkorchester wurde durch Neuanstellungen von 45 auf 70 Mann verstärkt. Der Reichssender Breslau ist damit in der Lage, die großen Standardwerke deutscher Musik mit eigenem Orchester darzustellen. Die Unabhängigkeit, die wir damit von freistehenden Orchestern errungen haben, hat sich auf das Niveau dieser Sendungen durch intensive Probenarbeit nur günstig ausgewirkt.

Während die ernste Kunstarbeit im Rundfunk aus dem Vorn einer vielhundertjährigen deutschen Verinnerlichung immer wieder schöpfen kann und an ihr zugleich den unverrückbaren Wertmesser für die Leistung der Gegenwart hat, während die westanschauliche Funkarbeit in dem gewaltigen Fundament der deutschen Geschichte und dem blutvollen Erlebnis der nationalsozialistischen Bewegung die Wegweiser einer nationalpolitischen Schulung für die Zukunft besitzt, stand und steht die Unterhaltung ohne jede volksgebundene Tradition. Denn das liberalistische „Überbrett“-Literatentum war gleich wurzellos wie die roten Stimmungsmacher. Diese Erkenntnis hieß uns die Wurzeln echten, unverfälschten deutschen Frohsinns beim Volk selbst finden. Es ist unser bester Mitarbeiter und ausschlaggebender Kritiker. Wir wandten uns daher in unseren Arbeitersendungen sowie in den Konzerten „Für die Arbeitskameraden in den Betrieben“ unmittelbar an die werkschaffenden Volksgenossen, wir sprachen in Mundarten sendungen den schlesischen Bauern direkt an und brachten dem Hörer in der Stadt zum Bewußtsein, daß der Dialekt in seiner Schönheit die Wiege der Landschaft ist und nicht Mittel zum Zweck einer Verabberung. In Soldatensendungen zeigten wir den kraftvollen Humor echten Soldatentums auf. In enger Zusammenarbeit mit der RSG-„Kraft durch Freude“ luden wir die Hörerschaft zu großen öffentlichen Abenden ein, deren buntes Programm gleichzeitig übertragen wurde. Die „Blauen Montags“ gehören heute zum festen Programmbestandteil des Reichssenders Breslau.

Unsere „Fahrten ins Land“ machten die schlesische Kleinstadt zum Ausgangspunkt einer frohen Sendung und knüpften das Band zwischen Hörergemeinde und Sender.

In unserer Sendereihe „Wie's einmal war“ brachten wir alte Melodien zu Gehör, die dem Volk im Herzen klingen, und bekämpften damit wirksam jüdisch verfilzten Niggertanz. In der regelmäßigen Samstagsendung „Fröhlich klingts zur Morgenstunde“ wird der Volks-

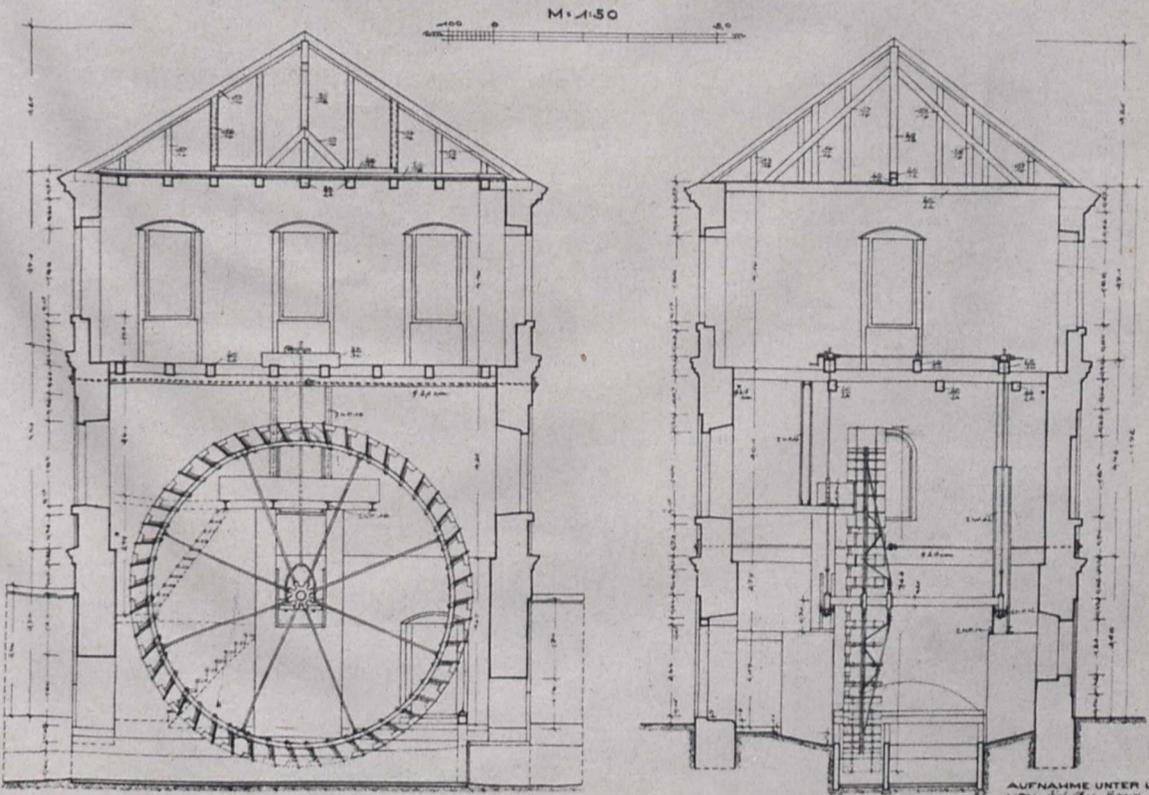
# WASSERSCHÖPFWERK DER SCHLOSSGÄRTNEREI BAD WARMBRUNN



LAGEPLAN M:1:250

AUFNAHME UNTER LEITUNG  
VON *Ing. Kaj. H. Bauer*  
AUSGEFÜHRT VON DEN STU-  
DIERENDEN DER HTL BRESLAU  
Ing. J. B. ...  
2.4.1924

# WASSERSCHÖPFWERK DER SCHLOSSGÄRTNEREI BAD WARMBRUNN



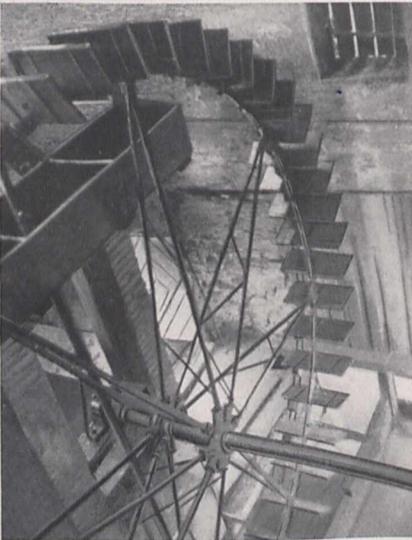
SCHNITT A-B

SCHNITT C-D

AUFNAHME UNTER LEITUNG  
VON *Ing. Kaj. H. Bauer*  
AUSGEFÜHRT VON DEN STU-  
DIERENDEN DER HTL BRESLAU



Das Wasserschöpfwerk der Schlossgärtnerei Bad Warmbrunn



Links oben: Ansicht des Werkes vom Unterwasser  
des Mühlgrabens

Rechts oben: Eingangsseite, Ansicht von der  
Schlossgärtnerei

Blick von der oberen Balkenlage auf das Wasser-  
schöpfrad und den Sammelbottich

musiker herausgestellt, der sich würdig an die Seite großer Orchestermusik stellt und vom Hörer mit so großer Liebe aufgenommen wird.

Wir ersetzen die aus dem Rundfunk verschwundene Schallplatte erfolgreich durch eigene Aufnahmen, die wir im Austauschverkehr mit anderen Reichsendern ergänzten.

Im Rahmen unserer „Bunten Sonntagsunterhaltung“ versuchten wir in Abständen den Ausbau eines politischen Kabarets auf der Grundlage einer positiven Bejahung, im Gegensatz der früher üblichen Zersetzung.

Eine Hauptaufgabe sahen wir in der Pflege des Hörlustspiels und Erziehung unserer Mitarbeiter zur Erreichung funktisch wirksamer Kurzzenen und Liederlagen.

Die Abteilung „Zeitfunk“ des Reichsenders Breslau hat ein besonders arbeitsreiches Jahr hinter sich. Abgesehen von den üblichen wöchentlich zwei- bis dreimal im Programm für aktuelle Tagesgeschehen offengehaltenen Zeiten und den dreimal in der Woche durchgeführten „Conberichten vom Tage“ waren die Aufgabenbereiche des Zeitfunks mannigfaltigster Art. Wir haben das schlesische Land durchforstet, besuchten Dutzende von Arbeitsstätten, zogen in die Berge mit dem Kurzwellensender, gingen unter Tage zu den Kumpels und vermittelten immer wieder dem Hörer im In- und Auslande zahlreiche neue Bilder unserer Grenzlandschaft. In großen Abendsendungen, zum Teil auch in Zusammenarbeit mit anderen Abteilungen, wurden Heimat und Volkstum besonders stark berücksichtigt. Sendungen wie „Schlesien ruft Dich!“, „Das Antlitz der schlesischen Landschaft, ihrer Menschen und Werke“, ferner „In Rübezahls Reich“, „Wintersonne über Schlesiens Bergen“, „Bei unseren schlesischen Handwebern“ wurden dem Hörer nahegebracht. In einer im Sommer durchgeführten Sendereihe „Das schöne Schlesien“ wurde für das immer noch zu wenig bekannte Grenzland Schlesien in etwa zehn Sendungen geworben.

Wiederholt besuchten wir den schlesischen Bauern, und Funkberichte, wie:

„Winterzeit auf dem Bauernhof“  
„Das ist der schlesische Bauer“

sowie seine Arbeit und sein Feierabend gaben einen tiefen Einblick in das Leben des Menschen auf dem Lande. Gerade diese Sendungen fanden draußen stärksten Widerhall. In immer wieder anders gewählten Darstellungsformen versuchte der Zeitfunk das Aufleben von Wirtschaft und Industrie zu schildern, aus zahlreichen Werkstätten und Industriebetrieben brachten wir Funkberichte. Hauptsächlich sei hier eine Sendung

„Schlesien arbeitet für den Weltexport“

aus der Reihe dieser Funkberichte hervorgehoben.

Eine besonders große Aufgabe hatte der Zeitfunk auf dem Gebiete der Auslandsberichterstattung im Jahre 1935 zu lösen. Der Reichssender Breslau nahm mit zwei Sprechern und technischem Personal an der großen Urlauberfahrt nach Madeira teil, und brachte von der durch die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ veranstalteten Reise auf hoher See nicht weniger als neun Sendungen, u. a. von dem Leben der Urlauber auf dem Schiff, von den Sicherheitseinrichtungen, von der Verpflegung und von den Eindrücken, die die Teilnehmer auf der Fahrt gewannen.

Wiederholt wurde der Zeitfunk zu weiteren großen Auslandsübertragungen herangezogen, so zu dem FIS-Rennen in der Hohen Catria, zu den Europa-Rodelmeisterschaften in Rynica, zu den Schwimmkämpfen und Akademischen Weltspielen in Budapest sowie zu den Weisetzungsfeierlichkeiten für Marshall Piłsudski in Krakau.

Durch die Schaffung des neuen Wehrgesetzes wurden dem Zeitfunk neue Aufgaben gestellt. In mehreren Sendungen:

„Musterung der jungen Rekruten“  
„Der erste Tag bei der Wehrmacht“ und  
„Im Gleichschritt — marsch“

gaben wir interessante Ausschnitte aus dem Soldatenleben.

Auch die großen Aufgaben, die der Reichsarbeitsdienst in Schlesien zu lösen hat, fanden in Sendungen aus dem Sprottebruch und verschiedenen Arbeitsdienstlagern stärksten Berücksichtigung.

Unter den Nebensendern des deutschen Rundfunks nimmt der Nebensender Gleiwitz infolge seiner besonderen Lage eine bevorzugte Stellung ein. Den äußersten Südostzipfel

unseres Vaterlandes bildend, umgibt diesen Sendebezirk im Osten, Süden und Westen slawisches Volkstum. Aufgaben besonderer Art sind hier dem Rundfunk gestellt; handelt es sich hier doch um ein Gebiet der mannigfachen Gegensätze, landschaftlicher Schönheit und wirtschaftlicher Bedeutung, das von einer kernig derben Bevölkerung bewohnt wird, die in Deutschlands schwerster Zeit in bitteren Kämpfen treu ihr Deutschtum behauptet hat.

Es sei hier davon abgesehen, auf die Rolle einzugehen, die der Nebensender als Vermittler des Reichs senders Breslau und teilweise auch der anderen deutschen Reichs sender spielt, indem er allen, auch mit den kleinsten Empfangsapparaten versehenen Volksgenossen in Oberschlesien auch über die politischen Grenzen hinaus mühelos den Empfang ermöglicht und sie so teilhaftig werden läßt an den gewaltigen Einflüssen deutschen Kulturwillens, wie sie vom deutschen Rundfunk, der durch seine Reichs sender in den deutschen Kulturmittelpunkten an den Quellen deutscher Kulturschätze schöpft und schafft, ausstrahlen.

Seine besondere Aufgabe als „Heimatsender“ soll hier geschildert werden. Er wird dieser Aufgabe gerecht, wenn er die engere Heimat dem ober schlesischen Menschen erschließt durch Darbietungen, die aus der engeren Heimat geschöpft sind und die durch Menschen dieser Heimat vermittelt werden; wenn er Namensart, Mundart, Volkskunst und Heimatkultur pflegt.

Es gilt aber auch, den Menschen der heimatlichen Landschaft durch geeignete Sendungen den Volksgenossen in den anderen Teilen des Reiches näherzubringen, das heißt, nicht den ober schlesischen Menschen allein, sondern inmitten der Landschaft und des geschichtlichen Geschehens, in denen er wurde und die an ihm formten.

Zunächst galt es die Quellen all der hier genannten Schätze heimatlicher Eigenart aufzuspüren und mit den Kräften heimatlichen Schaffens in unmittelbare Beziehungen zu treten. Die gefundenen Stoffe mußten lebendig und fesselnd gestaltet werden, um sie vielen Hörern näherzubringen. Worttrüge wurden beschränkt oder in Zwiegespräche aufgelöst und aufgelockert. Wort wechselte mit Musik ab. Aus der Fülle ober schlesischer Heimatsendungen seien hier nur einige herausgegriffen.

In der Stunde der ober schlesischen Heimat wurden nach Möglichkeit Hör folgen und Funkberichte verwendet, wie

- „Unter dem Maibaum“ (Volksbräuche in Leobschützer Mundart),
- „Vom Säen und Ernten in Oberschlesien“ (Hörfolge),
- „Carl Maria von Weber in OS“, Glückliche Tage am Herzogshofe von Carlsruhe,
- „Mit Glockenklang durch die Jahrhunderte“ (Hörfolge),
- „Vom Hirtenknaben zum Grubenherren“ (Hörfolge),
- „Das Heimaterlebnis des ober schlesischen Menschen“ (Hörfolge),
- „Ober schlesisches Bergfest“ (Funkbericht von der Bergfeier des Steinkohlenbergwerkes Königin-Luise-Grube Hindenburg),
- „Was erinnert uns in OS an die Reisezeit“,
- „Mit der Postkutsche in ober schlesische Vergangenheit“,
- „Des Grafen Carnau tolle Brautfahrt“ (Hörspiel),
- „Schöne ober schlesische Heimat“ (Eine Hörfolge zum „Tag der Heimat“).

Diese und viele andere Hörfolgen und Funkberichte sowie auch Lesungen aus dem Leben des ober schlesischen Bauern und Industriemenschen hatten dasselbe Ziel. Heitere und ernste Bergmannsgeschichten und -dichtungen stellten einen typischen Vertreter der ober schlesischen Industrie heraus. Zum erstenmal an einem deutschen Sender wurde ein Kreis von volkstümlichen Bergmannsliedern (vierstimmig mit Orchesterbegleitung) in einer besonderen Stunde und auch vom Deutschlandsender übernommen.

Eine ganz besondere Eigenart des ober schlesischen Menschen ist seine Musikalität. Nicht allein, daß der Anteil Oberschlesiens als Heimatland schlesischer Dichter besonders stark ist, auch die Volksmusik erfreut sich einer Verbreitung und einer Leistungshöhe, wie wohl kaum woanders. Die Sendereihe „Arbeiter musizieren“ bilden ein kennzeichnendes Merkmal der ober schlesischen Sendungen. In bunter Reihe zeigen hier ober schlesische Arbeiter ihre Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Instrumentalmusik und des Gesanges. In demselben Sinne kann man hier die „Offenen Singstunden“ nennen, die vom Nebensender Gleiwitz veranstaltet werden.

Eine seit kurzem eingeführte Sendereihe sind die „Ober schlesischen Volkslieder“, die den Schätzen alten deutschen Liedgutes in unserer engeren Heimat nachgeht und sie wieder lebendig macht.

So Spiegelte das Programm des Nebensenders Gleiwitz die engere Heimat wieder. Mensch und Landschaft als Teil des gesamten deutschen Kulturraumes sollten aus seinen Sendungen sprechen.

Zum Schluß sei der Scheinwerfer noch einmal kurz auf den Reichssender Breslau, als den größten kulturellen Arbeitgeber Schlesiens, gerichtet.

Wir beschäftigten im Jahre 1935:

95 Sängerinnen (Sopran und Alt) in 210 Mitwirkungen gegen ein Gesamthonorar von 15 300,00 RM. — Als besonders hervorragende Gäste sind hier zu nennen: Anni Frind, Anita Gura, Käthe Heidersbach, Ruth Herell, Hedwig Jungkurth, Emmy Reisner, Gertrude Pitzinger und Frau Erna Sack.

56 Sänger (Tenor, Bariton, Bass) in 151 Mitwirkungen, wofür insgesamt 14 400 RM. gezahlt wurden. Die bekanntesten Namen wie: Peters Anders, Josef Baticic, Louis Graveur, Valentin Haller, Willi Domgraf-Fassbender, Ludwig Hofmann, Gerhard Hüsch, Willi Wörle, Josef Witt und Rudolf Watzke seien hier nur als Beispiel genannt.

13 Vokalduette, Terzette und Quartette in 27 Sendungen, an die ein Gesamthonorar von 3 800,00 RM. gezahlt wurde. Das polnische Chor-Vokal-Quartett und die drei Wiener Straßensänger werden hiervon den Hörern noch besonders in Erinnerung sein.

Ferner:

46 Chöre in 50 Sendungen, wofür vom Reichssender Breslau insgesamt 6 300,00 RM. gezahlt wurden.

100 Instrumental-Solisten in 280 Mitwirkungen, gegen ein Gesamthonorar von 16 400,00 Reichsmark. — Auch hier wies das Programm des Reichssenders Breslau berühmte Namen wie: Irene von Dubiska, Professor Kulenkampf, Ludwig Hölscher, Maria Heller, Kurt Sudian, Luise Walker usw. auf.

100 Pianisten und Organisten in 254 Sendungen, wofür dem Reichssender Breslau insgesamt 14 800,00 RM. Honorarkosten entstanden. — Namen wie: Prof. Dr. Georg Dohrn, Luise Smeiner, Birger Hammer, Prof. Fritz Lubrich, Professor Seitmann und Poldi Mildner waren immer wieder in unserem Programm zu finden.

27 Komponisten und Dirigenten konnten wir in 106 Sendungen im vergangenen Jahre den Hörern vorstellen. 7 600,00 RM. Gesamthonorar wurden für diese Sendungen gezahlt. Wir denken hierbei nur an die Namen: Josef Snagna, Generalmusikdirektor Scheinplugg, Hermann Zilcher, usw.

51 Terzette, Quartette, Quintette usw. instrumentaler Art waren 82mal in unserem Programm vertreten. Hierfür zahlte der Reichssender Breslau an die Mitwirkenden insgesamt 13 000,00 RM. — Das Elly-Rey-Quartett, das Mildner- und Schachtelbeck-Quartett, das Pozniak-Trio und das Dresdener Streichquartett sind hier als Höhepunkte im Rahmen dieser Veranstaltungen zu nennen.

38 Dichter und Schriftsteller vermittelten in 58 Sendungen, gegen ein Gesamthonorar von 6 000,00 RM. zum Teil durch eigene Lesungen, den Hörern des Reichssenders Breslau ihre Werke. Besonders zu erwähnen sind hier: Hans Friedrich Blunck, Wilhelm von Scholz, Ernst Zahn, Josef Ponten, Hans Franck, Paula Grogger, Erich Edwin Dwinger, Erich Wolfgang Möller, Hans Christoph Raergel, Martin Luserke, Franz Spunda, Heinrich Anacker, Karl-Hans Strobl, Sven Hedin, Paul Cipper und Wilhelm Voelßche.

52 Humoristen, Kabarettisten und sonstige Künstler hatten Gelegenheit, sich in 105 Sendungen, gegen ein Gesamthonorar von 14 800,00 RM., durch ihre humoristischen Darbietungen bei den Hörern beliebt zu machen. Künstler wie: Kate Rühl, Ludwig Manjred Lommel, Karl Rapp, Hans Lorenz, Ernst Petermann, Hans Reimann, Irene de Noiret, die 4 Nachrichten, Adolf Sondrell und Gustav Jacoby sind wohl keinem unserer Hörer unbekannt.

An 59 Hörspieler und Rezitatoren zahlten wir für Mitwirkung in 697 Sendungen insgesamt 19 200,00 RM. Als Gäste von besonderer Bedeutung sind hier zu nennen: Hans Marr, vom Burgtheater in Wien und Lothar Müthel, vom Staatstheater in Berlin.

Ferner beschäftigte der Reichsfender Breslau im Jahre 1935:

63 Streich-, Blas- und Volksorchester und SA- und Militärkapellen, in insgesamt 425 Sendungen. Diese Orchester erhielten dafür die Summe von 100 000,00 RM., und 7 HJ-, BDM-, SA- und Bauernspielscharen in insgesamt 125 Sendungen, wofür zusammen 5 100,00 RM. gezahlt wurden.

Durch eine solche umfassende, auf wenige Seiten zusammengedrückte Rückschau, erhält man erst das richtige Bild von der geleisteten Arbeit und von der Erfüllung der an uns gestellten Aufgaben.

Es ist ja nicht nur gut und schön, daß der Künstler mit seinen Werken anderen Menschen Freude macht, sondern daß er selbst von seiner Arbeit befriedigt ist. Wir Nationalsozialisten, die wir am schlesischen Rundfunk tätig sind, waren mit der von uns im Jahre 1935 geleisteten Arbeit zufrieden und wir haben Grund zu der Annahme, daß es auch unsere Hörer gewesen sind.

Die Freunde des Reichsfenders Breslau haben im Jahre 1935 um 59 405 Hörer zugenommen, so daß wir heute in Schlesien 419 350 Rundfunkteilnehmer haben, die Hunderttausende von Hörern im Grenzland und Auslandsdeutschum gar nicht gerechnet.

Eine derartig große Gemeinde verpflichtet!

Wir wissen darum und handeln danach!



# Verschiedenes · Schrifttum

## Der deutsche Volkscharakter im Spiegel der polnischen Literatur und Volksüberlieferung

Ein Vortrag von Dr. Kurt Püick, Posen, in der Aula der Breslauer Universität

Durch sein umfangreiches Werk über „Die deutschen Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens“ hat Kurt Püick, ein junger deutscher Forscher aus Posen, auch im Reich Anerkennung und Beachtung gefunden. Reichtum und Vielfalt der deutschen Einflüsse auf unser östliches Nachbarland sind selten so anschaulich gemacht worden wie in Püicks Buch. Über seine neuesten Arbeiten, die dem Bild des Deutschen im Schrifttum der Polen gelten, sprach kürzlich Dr. Püick auf Einladung der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Kultur in der Aula der Breslauer Universität. Der prächtige Barock-Raum, der bis auf den letzten Platz gefüllt war, gab der Veranstaltung einen würdigen, feierlichen Rahmen. Zu dem Abend, der unter der Leitung von Prof. S. Lubin stand und an dem auch der Rektor der Universität, Prof. Dr. Walz, teilnahm, waren besonders zahlreich die Ostsemester erschienen, Studenten aus dem Reich, die hier mit den besonderen Räten und Aufgaben des Deutschtums im Osten vertraut gemacht werden sollen.

In einem weitgezogenen Überblick über die Beurteilung des Deutschen in den großen europäischen Literaturen, so im französischen, englischen und russischen Schrifttum, versuchte Dr. Püick den Blick für seine besondere Fragestellung zu weiten und zu schärfen. Dabei zeigte sich zunächst, wie stark die Beurteilung unseres Wesens im Ausland abhängig ist von der jeweiligen allgemeinen politischen Haltung des Auslandes zu uns. Verständnis und Achtung können rasch, wie an der französischen Literatur des vergangenen Jahrhunderts gezeigt wurde, mit Herabsetzung und Verlästerung unserer Eigenart wechseln. In die Beurteilung fließt sodann stark die Unterscheidung des „zweifachen Deutschland“ ein, der „liebenswerten“ Welt von Weimar — und dem straffen, mehr gefürchteten Geist von Potsdam. Man schätzt den Deutschen, aber fürchtet den Preußen. Die letzte Unterscheidung hat auch im polnischen Schrifttum Wurzel gefaßt, wo sie sich bis zu dem Satz steigerte, daß man von einem deutsch-polnischen Gegensatz gar nicht reden könne, sondern daß es nur eine preußisch-polnische Streitfrage gäbe. (E. Ruecker.)

Püicks weitere Ausführungen gaben zunächst die aus der Literatur gefundenen allgemeinen Wesensunterschiede zwischen beiden Völkern wieder und beschränkten sich dann auf die Beurteilung, die der deutsche Industriepionier und der deutsche Bauer im Schrifttum der letzten 70 Jahre gefunden hat. „Die Stärke des Deutschen (und des Engländer) beruht auf dem Verstand, die Stärke des Polen auf dem Herzen und dem Gefühl.“ (J. Ciemiński.) Für den Deutschen ist das Leben Prosa und Poesie nur eine Ausschmückung, für den Polen ist das Leben Poesie. Der polnische Geist drängt intuitiv zur Synthese, der deutsche zu Analyse und Grübelei. Langsam und wohlüberlegt geht der Deutsche ans Werk, das er dann zäh durchführt —, der Pole beginnt rasch und leidenschaftlich, scheitert aber oft aus Mangel an Fähigkeit und Beharrlichkeit. Schließlich werden Gründlichkeit und Oberflächlichkeit als unterscheidende Kennzeichen genannt.

In einer kritischen Sichtung versuchte R. Püick sodann, die in der Dichtung behandelten Ereignisse und Bilder der geschichtlichen Wirklichkeit gegenüberzustellen. So zeigt sich das Bild des deutschen Industriepioniers, der der Stadt Pody, dem größten Industriezentrum Polens, zu dieser Rolle verholfen hat, in dem Roman des Nobelpreisträgers W. Reymont „Das Gelobte Land“ in einem großen Mißverhältnis zur nachweisbaren Wirklichkeit. Eine rücksichtslose Gewinnsucht wird von Reymont dem Deutschen nachgesagt, während die große Bedeutung des Deutschen für den Aufbau der polnischen Industrie kaum erkannt ist. Auch in anderen Werken, so in den „Podyer Märchen und Legenden“ von St. Rabierewski oder in der „Wiederkehrenden Welle“ von B. Prus ist das Bild des deutschen Industriepioniers stark verzeichnet und hält gegenüber der wirklichen Entwicklung nicht stand, wie sie der polnische Historiker E. Rosslet mit großer Sachlichkeit dargestellt hat.

Verzeichnungen der deutschen Eigenart finden sich auch in den Werken über die ländliche deutsche Siedlung und den deutschen Bauern. In dem Roman „Der Vorposten“ von B. Prus z. B. muß der

deutsche Bauer in Polen dazu erhalten, „Preußens Drang nach dem Osten“ zu verkörpern. Auch hier zeigte die Gegenüberstellung mit Urteilen polnischer Historiker einen deutlichen Gegensatz von Dichtung und historischer Wirklichkeit.

Am aufschlussreichsten, leider jedoch noch am wenigsten erforscht scheint das Spiegelbild des Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung, wo es in Hunderten von Sprichwörtern, Schwänken, Sagen und Volksliedern zu finden ist. Die wenigen Proben schon, die R. Pück gab, lassen für die zukünftige Arbeit auf diesem Gebiet viel erhoffen. Sparsamkeit, Ausdauer, Zu-

versicht und Fleiß klingen aus zahlreichen Liedern und Sprüchen wieder, wie aus jenem Spruch:

„Setz' den Deutschen auf einen Stein,  
Er wird wachsen und Brot haben.“

Mit Recht betonte R. Pück abschließend, daß der Forderung beider Lager in der ersten Bearbeitung dieses Gebietes eine höchst richtige Ausgabe zustehe. Nur auf diesem Wege könnten die beiderseitigen Irrtümer der Vergangenheit korrigiert und an Stelle alter Vorurteile „das ruhige, gründliche Wissen um die Andersartigkeit der beiden Volkscharaktere“ gesetzt werden.

Gerhard Sappok.

## Ausstellung ausgewählter Werke Adolf Menzels

Das Jahr 1935, das hundertzwanzigste Jahr nach Menzels Geburt und das dreißigste seit seinem Tode, ging nicht zu Ende, ohne uns mit einer Ausstellung im Schlesiens Museum der bildenden Künste eine Vorstellung von der ungeheuren Leistung dieses Schlesiens in die Erinnerung zu rücken. Wie jede Ausstellung Menzelscher Werke, die nicht einem bestimmten Themenkreise des Künstlers gilt, sondern einen Ausdruck der Persönlichkeit Menzels zum Ziele hat, erteilte auch diese Schau die Antwort auf das Rätsel, wie aus einer so sachlich-nüchternen Beobachtung Kunst, und zwar eine so eindringlich auf das Gemüt des Beschauers einwirkende Kunst entstehen kann. Und diese beglückende Antwort lautet immer wieder wie das Dürerwort, daß die Schönheit in der Natur liegt, allerdings nur für den, der sie sieht. Dabei ist die künstlerische Entwicklung Menzels minder interessant als die Beobachtung dieser seiner auch in der Behandlung der verschiedensten Themen immer gleichbleibenden Art, den darzustellenden Gegenstand zu erfassen. Wenn er zum Beispiel seinen Bruder malt, wie er schlank und lässig nach beendetem Frühstück vor sich hinsieht, oder seine Schwester, wie sie, das Haupt auf ein Sofakissen geneigt, in Schlaf gesunken ist, dann spürt man ganz deutlich, daß der Künstler seine Dargestellten nicht zu einer Bildpoje zurechtückte, die Natur also nicht aus einem künstlerischen Besserwissen heraus berichtigte, sondern daß ihm die unverstellte Natur selbst diese überraschende Schönheit erschloß. Und dabei bot ihm die Naturerscheinung zugleich auch den tiefsten Aufschluß über die feinsten Beschaffenheit der Dargestellten: der Bruder hintreibend, nicht sehr tatkräftig; die Schwester still, arbeitsam, liebevoll, hausfrauenhaft.

Die immer schlagkräftige Wirkung der Menzelschen Schöpfungen ist vornehmlich durch die geistvolle Wahl seiner Blickpunkte bedingt. Dadurch schütten seine Bilder

immer ein solches Maß von Sichtbarem vor das Auge des Beschauers, daß oft nur die gleichfalls dadurch ermöglichte Zusammenfassende Kraft des Lichts das Wunderwerk zustande bringt, jene Vielheit zur bildkünstlerischen Einheit zusammenzufassen. Mit diesem Mittel erreichte er auch, daß die Farbwerte seiner Bilder, ganz gleich, ob es sich um das berühmte Eisenwalzwerk handelt, um einen Innenraum, des Künstlers Zimmer in der Ritterstraße, um das Faltengeschiebe eines hingeworfenen Tuches oder einfach um eine Hand, ganz gleich auch, ob die Darstellung „impressionistisch“ ist oder aufzählend genau, zu einer nur von ihm erwirkten Einheit zusammenfügen und nicht in beziehungslosem Einzeldasein nebeneinander stehen. Rechnet man zur Beherrschung dieser Kunstmittel die starke Vorstellungskraft und den unbändigen Fleiß, dann begreift man auch den Menzel der Friedrichsbilder, in der Ausstellung durch vier Farbenskizzen dieser Bilder vertreten, in denen der Künstler sein Zuhause in der Welt des Rokoko erweist. — Ein in der Ausstellung vertretenes Brustbild Friedrichs des Großen, aus dem Besitze Graf Pückler-Domanze, erbringt eine überraschende Bereicherung des Menzelschen Gesamtwerks. — Die beiden vollendeten Friedrichsbilder unseres Museums, die „Huldigung der schlesischen Stände“ und die „Begegnung Friedrichs mit Joseph II.“ gewannen in der Nachbarschaft mit den erwähnten Farbskizzen ihren volltönenden Klang.

Von dem unendlichen, fast dämonischen Fleiß Menzels zu sprechen, hieße den ganzen Band der davon berichtenden Anekdoten hersagen. Die zahlreichen zur Schau gestellten Zeichnungen machen Worte hierüber entbehrlich. Die Ausstellung entsprach dem Bedürfnis unserer Zeit: Es gab Tage, an denen die Besucherzahl das halbe Tausend überschritt.

Dr. W. Rickel.

## Schlesischer Kulturspiegel

Ein Buch, das mit einer ganz bestimmten Absicht geschrieben und in seinem Bildteil zusammengestellt wurde, wird um so höher gewertet werden, je offenkundiger diese Absicht mit der geistigen Haltung seiner Zeit übereinstimmt und je vollkommener es den beabsichtigten Zweck erfüllt.

Heinrich Rohlfhausen wollte mit dem „Schlesischen Kulturspiegel“ einen Führer durch die Städtischen Kunstsammlungen schaffen, der den „Außenstehenden“ in und außerhalb Schlesiens zu einem „Eintretenden“ machen sollte. Dieser begreifliche Wunsch war und ist jedoch für diesen schlesischen Museumsdirektor nicht Sache persönlichen Ehrgeizes, sondern ein Handeln aus innerer Notwendigkeit heraus. Ihm selbst ist es ja vor kurzem noch mit ganz Schlesien so gegangen, daß er, der in Helsen geboren und in Hamburg tätig war, aus einem Außenstehenden ein Eintretender wurde, der freilich in überraschend kurzer Zeit vom Nehmenden zum Gebenden, vom Beschenkten zum Schenkenden wurde. Es ist vielleicht dieses „Nichtschlesiersein“ einer der großen Vorzüge, der klarer im Urteile, umfassender in der Erkenntnis, vorurteilsloser in der Wertung schlesischen Kulturgutes den Verfasser zu einem Rührer Schlesiens werden ließ, wie ihn sich das zu oft verkannte und zu wenig bekannte Land nicht feinjählicher, verstehender und liebevoller wünschen dürfte. Und es ist ein Vorzug, daß dieses „Nichtschlesiersein“ den Standpunkt des Betrachters aus der Beengtheit geographischer Begrenzung in die umfassendere Weite Gesamtdeutschlands verlegt und damit das spezifisch Schlesische dem beherrschend Deutschen unterordnet. So deckt sich die Absicht dieses Buch mit dem zeitbedingten schlesischen Kulturwollen.

Es deckt sich aber zugleich mit dem deutschen Kulturneubau in der besonderen Art, wie hier die Aufgabe der Eingliederung der Museumsarbeit in diesen Kulturaufbau erkannt und durchgeführt wird. Wer Rohlfhausens Arbeitsergebnis in der Neuordnung des Museums Schritt um Schritt miterlebt hat, der weiß, daß es hier um mehr als nur ein Umstellen von Gegenständen, ein ändern von Vitrinen und ein Neueintönen der Wände

geht. Gewiß, Rohlfhausen selbst sagt, ein Museum ist immer Behelf, aber trotzdem ist es das Prisma, in dem sich die Kulturstrahlungen eines Landes und seines geschichtlichen Ablaufes tausendfältig brechen und verdichten. Und diese Strahlungen im Prisma des Museums und seiner Sammlungsstücke als Licht, als Form, als Farbe, als Geschehen, als Geschichte lebendig schaubar zu machen, bedeutet für ihn, Vergangenheit zur Gegenwart werden zu lassen. So wird aus der Unzahl einzelner Erinnerungen der Stolz geweckt, einem begnadetem Volk anzugehören — so wird das Museum zur Bildungs- und Pflegstätte nationaler Bewußtseinheit. Das aber ist es, was dem nationalsozialistischen Deutschland als das Entscheidende vorschwebt, die großartigen Schätze deutscher Kulturarbeit zu aktivieren und gerade die aufgestapelten Sammlungen unserer Museen zu Kämpfern und Mitstreitern um den deutschen Menschen, vor allem den arbeitenden und den jungen und empfänglichen deutschen Menschen zu machen. Was so erzieherischer in der Neuordnung des Museums erstrebt wurde, wird durch den schlesischen Kulturspiegel bestätigt — die Absicht des Buches steht in vollstem Einklang mit dem Willen der Zeit.

Und so nehme man dieses Buch zur Hand und verfolge im Aufbau des Ganzen, in der Zusammenordnung der Gruppen, und in der Deutung des Einzelnen, wie stark es zu fesseln vermag. Niemand hätte es ein Führer, von Schrank zu Schrank den Fernbegierigen wie den gleichgültigen gleitend, vermocht, aus dem Fernbegierigen einen Wissenden, aus dem Gleichgültigen einen Teilnehmenden zu machen, wenn nicht der übliche Weg verlassen und dieser neue Weg beschritten worden wäre. Beim Lesen dieses Buches geht es einem wie beim Betrachten des Museums. Man sieht Bekanntes und es ist doch irgendwie neu, beziehungsreicher, ausdrucksvoller. Die neue Ordnung wird zu einer Deutung! In großen zügig rollenden Wogen überblickt man den Ablauf des Geschehens, dem jeder Gegenstand neuen plastischen Ausdruck verleiht. Es heben sich Vorzeit, Germanen und Römer, Mittelalter, ritterliche Kultur, die bürgerliche Zeit

**Gesangbücher · Gebetbücher · Geschenke zur Einsegnung  
Glückwunschkarten · Tischkarten  
ULRICH KALLENBACH / Breslau  
Taschenstraße 31 (nahe der Ohlauer Straße)**

und Breslau als Mittelpunkt, die Handwerker, Humanismus und Renaissance, das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges, das Barock, Schlesien und der Orient, Bauern und Volkskunst, die Zeit seit Friedrich dem Großen bis zur Gegenwart voneinander ab, und sind doch auf den einen übergeordneten Kenner gebracht: Schlesien als Landschaft, die es unvoreingenommen zu durchwandern gilt, Schlesien als Kulturboden, den es zu verstehen gilt und Schlesien als Heimat seiner Menschen, die es zu lieben gilt.

Das ist das eigentümliche, das erfüllte Ziel, das mit diesem Buch erreicht wurde — und deshalb ist es eine Tat! Wenn es zudem nur 65 Pf. kostet, so ist das für den, der um die Kosten und das Risiko einer buchgraphisch und drucktechnisch gleich wertvollen Publikation weiß, eine zumindest gleichwertige Tat. Denn damit erreicht es die ungezählten Volksgenossen, auf die es im Neuaufbau unseres Volkes am meisten ankommt, diejenigen, die nur zu lange vor den verschlos-

senen Türen deutscher Kulturgüter standen Ihnen vor allem ist der äußere Preis und die innere Form, jene einfach klare und unverbildete Verständlichkeit zugebracht, die doch bis ins letzte das sichere Können des Fachmannes erkennen läßt. Ein Vorzug, der um so wichtiger ist, je seltener er erreicht wird.

Man kann einem Verfasser, wie Rohlfhaussen für diese Tat des schlesischen Kulturspiegels, nur danken und dieser Dank kommt aus dem Herzen jedes gebürtigen Schlesiens mit besonderer Wärme um jenes Schlußsatzes willen, mit dem Rohlfhaussen von dem Magneten und dem Zauberkessel Schlesiens spricht, der anzieht und mit unsichtbaren unwägbareren Mitteln alles Geschehen in seinen Wänden zum Schlesienschen umformt! Und zum Dank kommt ein verstehendes Ahnen, daß dieser Satz aus tiefem eigenem Erleben geschrieben sein muß.

Dr. Günther Grundmann.

**Jeden Sonntag**  
unsere beliebten Wintersport- u. Erholungsreisen nach

## **Hain im Riesengebirge**

in gutgeheizten, modernen Omnibussen  
Abfahrt Sonntag früh 6.30 Uhr vom Zwingerplatz

### **S** frohe Ferientage

Ideales Skigelände  
Sprungchanze  
10 km lange Rodelbahn  
Gutgepflegte Eisbahn  
Herrliche Wanderwege  
Bequeme Spaziergänge  
Fröhliche Vaudenabende locken zum Tanz

Ausführliche Prospekte  
und Anmeldung durch:

### **STZ-Reisedienst · Breslau 5**

Am Sonnenplatz · Fernsprecher Nr. 52551 · Postcheckkonto Breslau Nr. 1707  
(Veranstalter: Reisebüro Britab, Breslau 13, Kaiser-Wilhelm-Straße 4)



**41<sup>80</sup>** RM.

mit den  
rühmlichst  
bekanntesten  
guten  
Leistungen

## Agnetendorf Rsgb.

### Das ideale Wintersportgelände

Bahnstation: Hermsdorf/Ry. \* Omnibusverbindung \* Prospekt 6. d. Gemeindeamt

**Von Mollwitz bis Annaberg.** Eine Wanderung über die Schlachtfelder Schlesiens von Offizieren des 11. (Preuß.) Reiter-Regiments. Zusammengestellt von Günther Schwantes. Wilh. Gottl. Korn, Verlag Breslau, 1935. Geh. 2,00 RM.

Die zweite Auflage dieses Buches wird an vielen Orten gute Aufnahme finden. Segenwärtige Erziehung zum Wehrgedanken und zum gemeinschaftlichen Einsatz für das Vaterland findet in der Aufsatzreihe eine Fülle von Anregungen. Dabei erweist sich unsere Heimat immer wieder als ein Bollwerk des Ostens, als die Schicksalsprovinz Preußens. Die friederizianischen Siege von der Winterschlacht bei Mollwitz bis zur Reiterattacke von Reichenbach sind von Offizieren dargestellt. Kurz und sachlich, klar werden die Ereignisse geschildert und gewinnen gerade dadurch ihre besondere Bildkraft. Die übersichtlichen Skizzen am Schluß des Buches unterstützen die Betrachtungen aufs beste. Zu begrüßen ist, daß auch weniger bekannte Gefechte wie Moys bei Görlitz oder der Zietenritt von Neustadt einbezogen wurden. Erst aus der Zusammenfassung aller der Mosaiksteine ergibt sich ein einheitliches Bild. Und bei aufmerksamem Lesen spürt jeder, daß den Verfassern an dieser Einheit lag.

Nichts brauchte verschwiegen zu werden, weil Ruhm und Tapferkeit an erster Stelle stehen. Das gilt für die Unglücksjahre nach 1806, ebenso wie nach dem Zusammenbruch von 1918. Die Schimpfliche Übergabe von Glogau oder Schweidnitz wird überstrahlt durch den mutigen Widerstand des Grafen Goetzen und seiner Getreuen. Solche Taten geben den Verfassern Anlaß zu prachtvollen Charakteristiken der Persönlichkeiten. Besonders seien hierbei die Würdigung des Reitergenerals von Seydlitz und des Feldmarschalls von Moltke erwähnt. Andere wieder werden mit Aufmerksamkeit von den

rühmlichen Erfolgen der schlesischen Landwehr und von ihrem Führer von Boyrlich lesen. In lebendigen Aufsätzen sind zuletzt die Polenaufstände und die Kämpfe am Annaberg festgehalten. Die ruhmreichen Taten der Selbstschutzkämpfer geben dem Ganzen einen würdigen und krönenden Abschluß. So ist das Buch berufen, Begeisterung zu wecken, das heißt uns das Beste zu geben, was wir von der Geschichte empfangen haben.

**Peter Fischer: Erlebtes Grenzland Oberschlesien.** Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau. Geh. 2,80 RM., Leinen 3,80 RM.

Gespräche mit dem slawischen Dichter Felix Timmermans auf dem Annaberg gaben dem Verfasser manche Anregung zu dem Buche. Es ist gewissermaßen ein Rechenschaftsbericht über die Jahre 1925 bis 1933 und zeigt die Not des deutschen Grenzbezirkes in aller Deutlichkeit. In diese Darstellung wird die Vergangenheit einbezogen, um die Arbeit der Deutschen und die vaterlandstreue Haltung immer wieder herauszustellen. Nicht oft genug kann darauf hingewiesen werden, daß von diesem Lande mannigfaltige Kultur- Anregungen ausgegangen sind. Der Abschnitt über Eichendorff und Gustav Freytag ist unumstößlicher Beweis hierfür. In der Gegenwart sind Rudolf Fitzek, Willibald Röhler und Georg Langer vor allem zu nennen. Und vergessen wir niemals, daß die Zeitschrift „Der Oberschlesier“ zu den besten Heimatzeitschriften Deutschlands gehört. Dies alles erörtert der Verfasser in lebendiger Form.

Auch die Siedlungsfragen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werden berührt. Gerade von den Abschnitten können wertvolle Anregungen ausgehen. Gleiches gilt von den Seiten über Theaterwesen und Volkskunst in dem heimatischen Grenzland. Mit Recht betont Peter Fischer: „Leider

## Humboldt-Berein für Volksbildung e. V.

Breslau, Agnesstraße 10 \* Ruf 27939

Jahresbeitrag 2.— RM.

Die Mitglieder des H. V. erhalten Preisermäßigungen für die Theater, Konzerte u. ä. n. Veranstaltungen.

Staatl.  
**Oberbrunnen**  
Katarre, Asthma

zu Hastrinkkuren  
Bad Salzbrunn

Staatl.  
**Kronenquelle**  
Niere, Gicht, Zucker

hatte die deutsche Geschichtswissenschaft sich in der Vorkriegszeit nicht genügend um die Darstellung der Geschichte Oberschlesiens gekümmert.“ Hier kann das Buch zur Beseitigung einer Lücke beitragen. Man bedauert nur, daß bisweilen die eigene Person des Verfassers so in den Vordergrund gestellt wird. Ein Abschnitt beginnt: „Mein Bekenntnis zum Deutschtum des ober-schlesischen Volkes war bereits niedergelegt, als im Frühjahr 1933 die nationale Erhebung das ganze Deutschland in Wallung brachte.“ An Stelle solch persönlicher Rückschau wären Hinweise auf die Reichsjüraforgie seit dem geistigen Umbruch durch Adolf Hitler viel wesentlicher. Dann hätte auch die notwendige Erkenntnis Platz gewonnen, daß Volk und Vaterland höher stehen als Kirche und fürstbischöflicher Besitz. Hoffentlich ergänzen spätere Arbeiten das Wertvolle des Büchleins in diesem nationalsozialistischen Geiste.  
A. W.

**Heinrich Franke: Ostgermanische Holzbaukultur und ihre Bedeutung für das deutsche Siedlungswesen.** Wilh. Gottl. Korn, Verlag Breslau. 1936. Peinen 11,00 RM.

Kunst und Baustil wesenlos ohne die Beziehung zu Rasse, Landschaft und Volkstum. Diese Erkenntnis läßt uns mit Bangen ahnen, welcher Gefahr die Kultur unserer Väter ausgesetzt war. Mietskasernen im dörflichen Bezirk, wirres Durcheinander der Stilarten bei neuen Siedlungen, das sind nur einige Beispiele ehemaliger Einstellung. Erst die Gegenwart bemüht sich wieder um die Zusammenhänge von Landschaft und Wohnstatt. Ein wesentlicher Beitrag auf diesem Gebiete ist das oben genannte Buch. In jahrzehntelanger Arbeit hat der Verfasser seine Beobachtungen zusammengetragen und bietet uns nun die Ergebnisse seines Forschens.

Wir sind wohl über das niedersächsische Bauernhaus unterrichtet, wußten aber nur wenig von den gleichen Wohnungen des deutschen Ostens. Darum kann das neue Werk nicht oft genug herangezogen werden, um den Gesichtskreis zu erweitern. Die vorgehichtlichen Hausaufunde sind ebenso in die Betrachtung einbezogen wie die russischen Bedingungen. Einen besonders breiten Raum nimmt die Darstellung der Säulenhaustypen ein. Sie werden auch mit verwandten Bildungen von Skandinavien bis Griechenland, von Ostpreußen bis Steiermark verglichen. Dadurch ist die ostgermanische Besonderheit, ihre bodenständige Wesensart in helles Licht gerückt. Gerade auf solche Bauweise kommt es an. So verdient die Darstellung des Bodenständigen vor allem Beachtung. Hier weist der Verfasser auf die Zukunftsaufgaben hin und zeigt, welche Vorteile mit der Wiederbelebung des erörterten Baustiles verbunden sind.

„Das bodenständige Haus gehört zu den wichtigsten Grundlagen der russischen Wiedergeburt.“ Diese Einsicht wird jedem deutlich, der das aufschlußreiche, anregende Buch zur Hand nimmt. Die am Schluß gebotenen Beispiele für neuen Baustil finden hoffentlich weithin Beachtung. Eine Fülle von mehr als 200 Abbildungen unterstützt und belebt den Text aufs beste. Kein schlesischer Baumeister, keiner, der sich mit ostdeutschen Siedlungsfragen befaßt, darf das Werk außer acht lassen.  
A. W.

#### Geschäftliches

(außer Verantwortung der Schriftleitung)

Diesem Heft, das wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung empfehlen, liegt eine Werbekarte der Verlagsbuchhandlung Wilh. Gottl. Korn, Breslau, bei.

**Seidenstoffe und Samte**

für Nachmittags- und Abendkleider

**Wollstoffe** für Mäntel, Kleider und Kostüme

Breslau, Schweidnitzer Straße 1, am Ring



**Erfolgreiche Herbst- und Winterkuren in**  
**Bad Warmbrunn,**  
 dem Jungbrunnen des Riesengebirges

Die radioaktiven, schwefelhaltigen Thermalquellen und Moorbäder heilen **Rheuma, Gicht, Ischias, Nerven-, Haut- und Frauenleiden, Altersstörungen und Blutdruckerhöhung**  
 Das für den Herbst- u. Winterbetrieb besonders eingerichtet eie neue Bade- u. Kurhotel „QUELENHOF“ mit all. Kurmitteln im Hause bleibt ganzjähr. geöffnet! Tel. 355

**Wilhelm Doms.** Ein ostdeutsches Leben für die Kunst von August Scholtis. (Verlag: Die Rabenpresse, Berlin.)

Zu Beginn unseres Jahrhunderts erschienen bei K. Piper, München, zwei Bücher: „Die Odyssee der Seele“ und „Entwölkung oder Barbarei“, in denen der Schlesier Wilhelm Doms ein leidenschaftliches Bekenntnis zu einer sozialen Weltästhetik ablegt. Wenn heute der erwachende Osten zu einem tieferen, umfassenderen Bewußtsein seiner Wesensart aufruft, so kann das nicht besser geschehen, als daß man sich auf die schlesischen Denker und Künstler besinnt, die Wege in die Zukunft gewiesen haben. Zu ihnen gehört auch Wilhelm Doms (geboren 1868), der auch als Maler und Radierer ins Metaphysische vorzustößen vermochte. Der Verlag „Die Rabenpresse“ hat in seiner neuen Reihe als Doppelband eine Schrift von August Scholtis über Wilhelm Doms veröffentlicht, die einen Überblick über seine Ideen gibt und 28 Abbildungen nach Gemälden und Graphiken des Künstlers enthält. Nur einer solchen gigantischen Phantasie, wie sie der Maler Doms besitzt, gelingt es, die Grenzen des Rationalen und des Endlichen zu sprengen und den Beschauer einen Blick hinter die Dinge tun zu lassen. Die mit Hoffmannscher Phantastik gestalteten Bilder, wie „Der Hausfriedensbruch“, „Traum eines Hundes“, „Das lange Pferd“ oder „Sintflut“, zerreißen den Schleier, der uns das Unbewußte verhüllt, während seine Landschaftsbilder die Dämonie der Natur unheimlich sichtbar machen. Es ist eine Gnade, wenn ein Maler, der so mit Geistesaugen sehen kann, gleichzeitig auch auf dem Gebiete der Porträtmalerei seinen Meister stellt, wovon einige charakteristische Wiedergaben zeugen, die uns den dargestellten Menschen näherbringen als die beste Photographie es vermag. H. Gr.

**Ein Deutscher ohne Deutschland.** Ein Friedrich-List-Roman von Walter von Molo (Holle & Co., Verlag, Berlin.)

In unsere Tage hinein ragt das tragische Schicksal des großen Nationalökonomens Friedrich List, wie eine Anklage an das uneinige, zerrissene und kurzfristige Deutschland von einst. Diesem nationalen Propheten, der vielen Deutschen kaum dem Namen nach bekannt ist, gehört ein besonderer Platz in unserem Herzen. Den Weg dazu erschließt Walter von Molos Friedrich-List-Roman „Ein Deutscher ohne Deutschland“, der als Jubiläumsausgabe zur Hundertjahrfeier der Deutschen Eisenbahn erschienen ist. Der Dichter hat mit seinem Werk die Leiden dieses großen Kämpfers, der selbstlos für die Erschaffung eines deutschen Eisenbahnnetzes und für eine deutsche Zollunion kämpfte, unauslöschlich in unser Bewußtsein geprägt. Prächtig sind in ihrer spitzweghaften Kleinmalerei die Schilderungen des damaligen Kleinstadtlebens mit seinen Engherzigkeiten, in die der offene und ganz moderne Friedrich List wie ein reinigendes Gewitter hinein fährt. Walter von Molo führt dramatisch die Gestalt dieses Mannes aus dem Kreise der vielen Nationen, die alle außer Deutschland bewundernd zu ihm aufblicken, hinaus, auf die einsame Höhe und Verlassenheit, aus der ihn am 30. November 1846 sein freiwillig gewählter Tod erlöste. H. Gr.

**Ich und Du und noch ein Du.** (Von Het Mardner, Verlag Holle & Co., Berlin.)

Ein reizendes Bilderbuch, an dem Große und Kleine ihre Freude haben werden. Da gibt es viel zu schauen, zu fragen und zu erklären. Ein Trachtenreigen deutscher Gauen zieht vor uns auf. In kecken, von Het Mardner gemalten Bildern stellt sich uns deutsches Wesen in seiner bunten Vielfalt



**Deutscher Hausrat**

fördert in ständiger Ausstellung **Schlesisches Handwerk**  
**Schlesisches Brautlum**  
 Breslau, Obblauer Straße 42, Ecke Neue Gasse

dar. Jede Landschaft klingt auch gleichzeitig in einem fröhlichen Raum auf, der immer unter das jeweilige Bild gesetzt ist. Schlesien hätten wir allerdings gern besser charakterisiert gesehen als in einem „Büßchel, das nicht gern arbeitet“. In der Hand der Mutter, die ihren Kindern die alten, vergessenen Volksreime wieder vorspricht, erhält das Büchlein seinen schönsten Sinn. S. Gr.

**Philosophisches Wörterbuch.** Von Heinrich Schmidt. (Alfred Kröner-Verlag.)

Von dem „Philosophischen Wörterbuch“ hat der Jenaer Professor Heinrich Schmidt in der handlichen Taschenausgabe nunmehr die 9. Auflage erscheinen lassen, die sich gegenüber der letzten neben einer völligen Überarbeitung besonders durch den fast doppelten Umfang auszeichnet. Der Titel mag vielleicht manchen veranlassen, zu glauben, es handle sich bei diesem Buch um ein Nachschlagewerk für Philosophen oder Studenten. Im Gegenteil, jeder besinnliche Mensch, der sich mit der geistigen Entwicklung seines Vaterlandes auseinandersetzen möchte oder sich in die Geistes-Geschichte der Menschheit vertiefen will, wird ohne die Stütze dieses Handbuches nicht auskommen. Das Wörterbuch umfaßt das Gedankengut, das eine mehr als 2000jährige Philosophie hervorgebracht hat. S. Gr.

### Um die neue Hoch- und Fachschule

Die „NS-Schlesische Hochschulzeitung“, die in diesen Tagen das zehnjährige Bestehen der Breslauer Studentenpresse feiern konnte, bringt aus diesem Anlaß eine reichhaltige Folge heraus, in deren Mittelpunkt die Forderung eine Erneuerung unserer Hoch- und Fachschulen im Geiste des Nationalsozialismus ist. U. a. nehmen Gauleiter Josef Wagner, Reichsstudentenbundsführer Albert Verichsweiler und der Reichsführer der Deutschen Studentenschaft zu diesen Fragen Stellung. Eine Gegenüberstellung des Begriffes „politische Wissenschaft“ im Nationalsozialismus und im Bolschewismus gibt der bekannte Vorgehichtler Professor von Richthofen.

In der Kulturbeilage stellt Fritz Schade u. a. fest, daß Volkskunst und „hohe Kunst“ nicht als Gegensätze, sondern als zwei Ausdrucksformen der gleichen Volkskultur, an deren Erneuerung unser Volk arbeitet, aufzufassen sind.

Die Ostbeilage behandelt in der vorliegenden Folge die Erneuerungsbewegungen in den Deutschen Volksgruppen der Tschechoslowakei, Polens und Rumäniens.

Die Lyrik der Folge gibt einen Einblick in das Schaffen des ober-schlesischen Bergmann-Dichters Paul Habrajska.

Mehrere Beiträge zeigen den Geist der studentischen Arbeit in Schlesien, die im Dienst an unserem Grenzland sich ebenso einsetzt wie im Kampf um die Erneuerung unserer führenden Bildungsanstalten.



**Bad Charlottenbrunn**  
Pauschal- u. Vergünstigungskuren  
Atmungsorgane Niere Nerven Herz

**Andreasbaude 805 m**  
das führende Berghaus  
im Waldenburger Bergland  
Pächter: Otto Kübartsch

**Kaatz'sches**  
**Konservatorium der Musik**  
**und Seminar**  
**BRESLAU 1, RING 8**  
(neben dem Hoochhaus)

**Krummhübel**  
(1605 m)  
im Riesengeb., am Fuße d. Schneekoppe